



INTERNATIONALE VEREINIGUNG
FÜR WALSERTUM



KORRESPONDENZBLATT

Ausgabe 1/2018

1. **«Ä bizz va friener verzellu...»**
(Walliser Bote, 13.11.2017)
2. **Das neue Leitbild der Liechtensteiner Walsersiedlung**
(bau:zeit, 20.11.2017)
3. **Wo die Walser leben**
(Wandern.ch, 06.12.2017)
4. **Budenal-Eilisch-Aachübel:
Sprachen und Flurnamen im Schanfigg**
(Aroser Zeitung, 08.12.2017)
5. **Auf den Spuren der Walser**
(Südostschweiz am Wochenende, 09.12.2017)
6. **Mis Hüs un mis Härtz -
Der lange Weg eines kurzen Gedichts**
(Terra Grischuna, 30.01.2018)
7. **Wohndramaturgie auf der Heubühne**
(Baubio, 01.02.2018)
8. **Wie die Walser ihre eigene Pfarrei bekamen**
(Liechtensteiner Vaterland, 02.03.2018)
9. **Ich kann ja meinen Wurzeln nicht entfliehen**
(Das Magazin, 03.03.2018)
10. **Vom Abbruchkandidaten zum Bijou**
(Schreiner Zeitung, 08.03.2018)

BergBuchBrig | Oberwalliser Dialekte standen im Zentrum der Walser Matinee bei BergBuchBrig

«Ä bizz va friener verzellu...»

BRIG-GLIS | «Dialekt ist Heimat – und die Sprache, in welcher wir träumen»: Mit diesem Satz gab Peter Meyer an der samstäglichen Walser Matinee den Startschuss für einen «Abusitz zu vormittäglicher Stunde».

Was dann während zweier Stunden den Takt angab: Geschichten, Sagen und Gedichte, vorgetragen in verschiedenen Oberwalliser Dialekten, ange-reichert mit passenden Liedern des Männeroktetts «Vocalisti». Alles bei humorig-urchiger Moderation von Peter Meyer.

Eine Zeitreise in urchiger Sprache

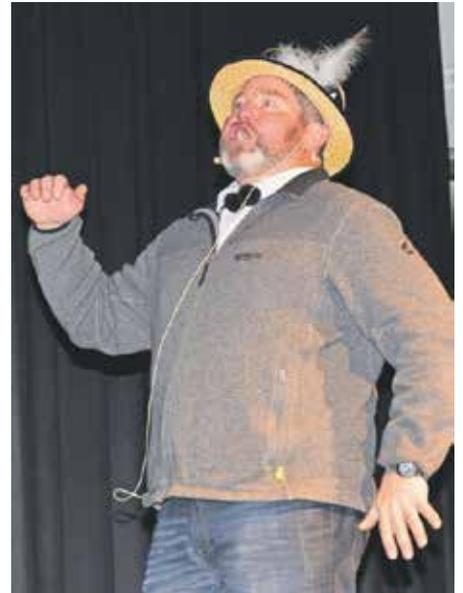
Mit German Lötscher kam der Leuker Dialekt zum Zug. Seine Räuber- und Hexengeschichten entführten das zahlreiche Publikum in jene Welten, die wohl niemand mehr herbei-wünscht. Woher er seine Geschichten hat? «Mein Grossvater war der Erzähler in unserer Familie», hielt German Löt-scher fest.

«Was willst de jezz nu wel-lu, als ä bizz va friener verzellu»: Dies war sozusagen Motto der Darbietung des Gampjers Adolf Bitz. Er hatte in Reime gekleidet, was ihm durch den Kopf geht, wenn er den Blick auf heutige Zeiten wirft und dabei an das Gestern denkt.

Humorvoll-theatralisch daher kam, was Gaston Roth – Peter Myer kündigte ihn als «Brogler va Wiler» an – auf die Bühne brachte. Wessen Herz für den urchigen Dialekt aus dem «schönsten Walliser Seital» schlägt, kam bei den Beiträgen von Gaston Roth voll auf seine Rechnung. Nachdenkliches und Humorvolles – dies gab es auch von Bernhard Schmid und Toni Lagger zu hören. Zum einen in Gedichten



Ein Genuss. Die «Vocalisti» – hier vier von acht – in Aktion: nicht nur gesanglich ein Genuss.



Theatralisch. Gaston Roth sorgte für Lacher.

FOTOS WB

und Sagen, zum andern in Liedern, unterstützt von Toni Schmid mit der Mandoline. Überaus abwechslungsreich war, was die drei da boten.

«Mier sint di Grimmä gan-gu», zog ein zufriedener Peter Meyer nach der zweistündigen Zeitreise in urchiger Sprache Bilanz. Sein Dank galt dabei nicht nur den Erzählern, sondern auch den acht Mannen der «Vocalisti». Diese hatten mit Liedern ihrer aktuellen CD «Mis Wallis, mon Valais» nicht nur gezeigt, was sie stimmlich draufhaben, sondern entpuppten sich dabei auch als gewiefte Mimen. «Sie sind mehr als nur ein Ohrenschatz», bemerkte denn auch der Moderator. Zu Recht. **blo**



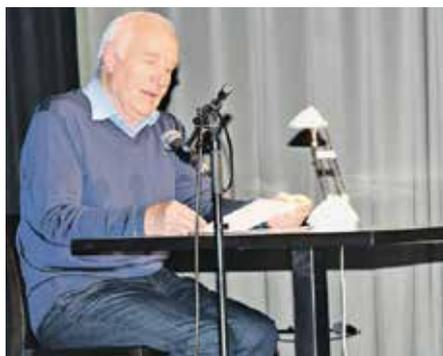
Zufrieden. Moderator Peter Meyer.



Zahlreich. Der Saal war voll bei der Walser Matinee.



In Reimen. Auch Adolf Bitz überzeugte mit seinen Gedichten.



Ins Mittelalter. German Lötscher erzählte von finsternen Zeiten.

Programmleiter | Andreas Weissen nach der 12. Ausgabe von BergBuchBrig

«... aber jetzt auch müde»

BRIG-GLIS | Nach dem Festival ist immer auch vor dem Festival – für BergBuchBrig gilt dies auch.

«Wir sind bereits an der Arbeit für die Ausgabe 2018», bemerkt denn auch Programmleiter Andreas Weissen. Worauf er und sein Team dabei besonderes Gewicht legen wollen? «Wir haben viel zu wenig Anlässe in Französisch. Das wollen wir ändern», antwortet er. Was heisst, dass der «Ehregast '18» aus der Romandie kommt? «Ja, wenn es klappt, wird dies der Jura sein», bemerkt der Programmleiter. Und wenn nicht? «Graubünden ist zwar nicht welsch, aber immer eine Alternative.»

Auch Junge kamen

Mit dem Verlauf des gestern zu Ende gegangenen Multimedia-festivals zeigt sich Andreas Weissen «sehr zufrieden». Dass beispielsweise 50 Leute zu einer Theatervorstellung in italienischer Sprache den Weg ins Zeughaus Kultur fanden – das

gibt ein Kompliment an die Oberwalliser Bevölkerung», sagt er und lacht.

Mit um die 4000 Besucherinnen und Besucher rechnete BergBuchBrig, nun sind es etwas mehr geworden. «Es herrschte ja auch feines Festivalwetter», betont der Programmleiter. Was ihn zudem freute: «Nicht nur ältere Semester, sondern auch junge Leute besuchten das Festival. Besonders Kletterfilme standen bei ihnen hoch im Kurs. Ansonsten verhalten sich die Jungen von heute ja gleich, wie wir dies damals taten: Geht der eine und andere Kollege irgendwohin, spielt die Gruppendynamik schnell mal eine grosse Rolle.»

Fünf Tage Festival bedeuten für einen Festivalleiter eine doch recht anstrengende Zeit, oder? «Das ist schon so. Ich bin zwar sehr zufrieden, aber jetzt auch müde», sagt Andreas Weissen. «In meiner Agenda steht für die nächsten drei Tage «Schlafen» geschrieben», fügt er hinzu. **blo**



Französisch. Programmeleiter Andreas Weissen zur Ausgabe 2018: «Wir wollen mehr Französisches.»

FOTOS WB

im
fokus

Das neue Leitbild der
Liechtensteiner Walsersiedlung:



Vorsteher Christoph Beck hat auf dem «Bärg» innovativen Wind hinein gebracht und so sind einige Projekte lanciert und bereits umgesetzt worden, die die Handschrift des initiativen Vorstehers tragen. Allen voran das neue Leitbild «Triesenberg läba. erläba». Wir haben uns über diverse

Themen unterhalten, die die Menschen von Triesenberg bewegen, so über die Zentrumsentwicklung, über ein neues Zuhause für Triesenbergs Unternehmer, die «Alpendorf-Siedlung» im Steg und Malbun, über den Finanzausgleich und zum Schluss geben wir einen Werbespot von Christoph Beck fürs «Milbu» zum Besten.

Interview: Johannes Kaiser
Fotos: Franz Gassner, Gemeinde Triesenberg

Das legendäre Bebauungs-
Viereck im Steg.

”

Vorsteher Christoph Beck:

**Wichtig ist uns auch unsere Walser-
kultur. Dadurch unterscheiden wir uns von
den Talgemeinden. Wir sind stolz auf unseren
Dialekt, pflegen und erhalten ihn. Unsere Tradi-
tionen und unser Brauchtum sind verbindende
Elemente im Dorfleben. Wie die Erarbeitung
des Leitbilds zeigt, sucht der Gemeinderat
zudem den offenen und konstruktiven
Dialog mit der Bevölkerung.**



Herr Vorsteher, Sie setzen sich mit der Zukunftsgestaltung der Gemeinde Triesenberg sehr intensiv auseinander und haben zusammen mit dem Gemeinderat neben einer Bevölkerungsumfrage Workshops mit einer Leitbild-Erarbeitung lanciert. Welches sind die zentralsten Zukunftsziele?

Christoph Beck: Dem Gemeinderat war es sehr wichtig, unter Einbezug der gesamten Bevölkerung das alte Leitbild aus dem Jahr 1994 durch ein neues zu ersetzen. Dieses neue Leitbild «Triesenberg läba. erläba» mit Fokus 2030 enthält Visionen und Ziele zu allen wichtigen Themenbereichen. Zusammenfassend über alle Bereiche lässt sich sagen, dass unsere Berggemeinde ein sehr attraktiver

Wohnort bleiben soll, wo man sich wohlfühlt. Wir tragen Sorge zur intakten Naturlandschaft und gehen sorgsam mit den natürlichen Ressourcen um. So bleibt Triesenberg das bevorzugte Naherholungsgebiet für Liechtenstein und der Tourismus bleibt ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Wir werden sicher kein Industriestandort werden, möchten aber innovative und moderne Dienstleistungen ansiedeln sowie unsere starken Gewerbe- und Dienstleistungsbetriebe unterstützen. Diese sorgen bereits heute für Arbeits- und Ausbildungsplätze und stellen die Nahversorgung sicher.

Wichtig ist uns auch unsere Walserkultur. Dadurch unterscheiden wir uns von den Talgemeinden. Wir sind stolz auf unseren

Durch den Erwerb der IPAG-Liegenschaft durch die Gemeinde ergibt sich für sie die Möglichkeit, einheimischen Gewerbe- und Dienstleistungsbetrieben eine Heimat zu geben.



Dialekt, pflegen und erhalten ihn. Unsere Traditionen und unser Brauchtum sind verbindende Elemente im Dorfleben. Wie die Erarbeitung des Leitbilds zeigt, sucht der Gemeinderat zudem den offenen und konstruktiven Dialog mit der Bevölkerung.

Ein Projekt, das im Fokus steht, ist die Zentrumsentwicklung?

Die Bevölkerung hat bei der Abstimmung zur Vergabe des Baurechts beim Madleni-Huus klar signalisiert, dass ihr die Zentrumsentwicklung wichtig ist. Sie ist ein zentrales Thema, das verschiedene Bereiche tangiert. Eine Arbeitsgruppe des Gemeinderats sowie die Raumplanungskommission befassen sich mit der Integration von möglichen Lösungen für bezahlbaren Wohnraum, für Konzepte zum Leben und Wohnen im Alter oder zur Schaffung geeigneter Räumlichkeiten für Betriebe, die wichtige Dienstleistungen für die Grundversorgung und den täglichen Bedarf anbieten:

Arztpraxis, Lebensmittelgeschäft oder Postfiliale, um ein paar Beispiele zu nennen. Zum Thema Leben und Wohnen im Alter wurde zudem eine konkrete Studie in Auftrag gegeben, die als Grundlage für die weiteren Entscheide dienen soll. Der einmalige schöne Dorfkern, so wie er sich heute präsentiert, wird aber als ein Ort der Begegnung erhalten bleiben.

Welches Potenzial hat Ihre Gemeinde i. S. Industriezone mit einem speziellen Gewerbepark für Triesenberger Unternehmer?

Die Ansiedlung von Industriebetrieben ist eher unrealistisch. Der Kauf der IPAG-Liegenschaft beim Ortseingang versetzt die Gemeinde in die komfortable Lage, für einheimische Gewerbe- und Dienstleistungsbetriebe ein neues Zuhause zu schaffen. Es gilt nun Interessen abzuwägen und konkret auszuarbeiten, wie wir die Liegenschaft bestmöglich ausnutzen können. Die Möglichkeiten, das Grundstück

zu nutzen, sind sehr vielseitig und damit bietet sich hier ein immenses Entwicklungspotential für die Zukunft.

Die Vereine dürfen sich in Triesenberg glücklich schätzen. Die Sportanlage «Leitawis» wurde auf Vordermann gebracht und für die Freiwillige Feuerwehr gibt es bereits Pläne für ein neues Depot?

Die erste Etappe der Erweiterung und Sanierung der multifunktionalen Sportanlage Leitawis ist abgeschlossen und der Fussballclub hat den Spielbetrieb bereits aufgenommen. Auch der Skaterpark neben dem Trainingsplatz wird erfreulicherweise rege genutzt. Im Herbst kommenden Jahres wird dann auch die Infrastruktur für den Tennisclub fertiggestellt und der neue Multifunktionsplatz seiner Bestimmung übergeben werden. Eine tolle Sache, wie ich finde. Triesenberg hat nur begrenzte Mittel zur Verfügung und muss sich deshalb seine Finanzen gut

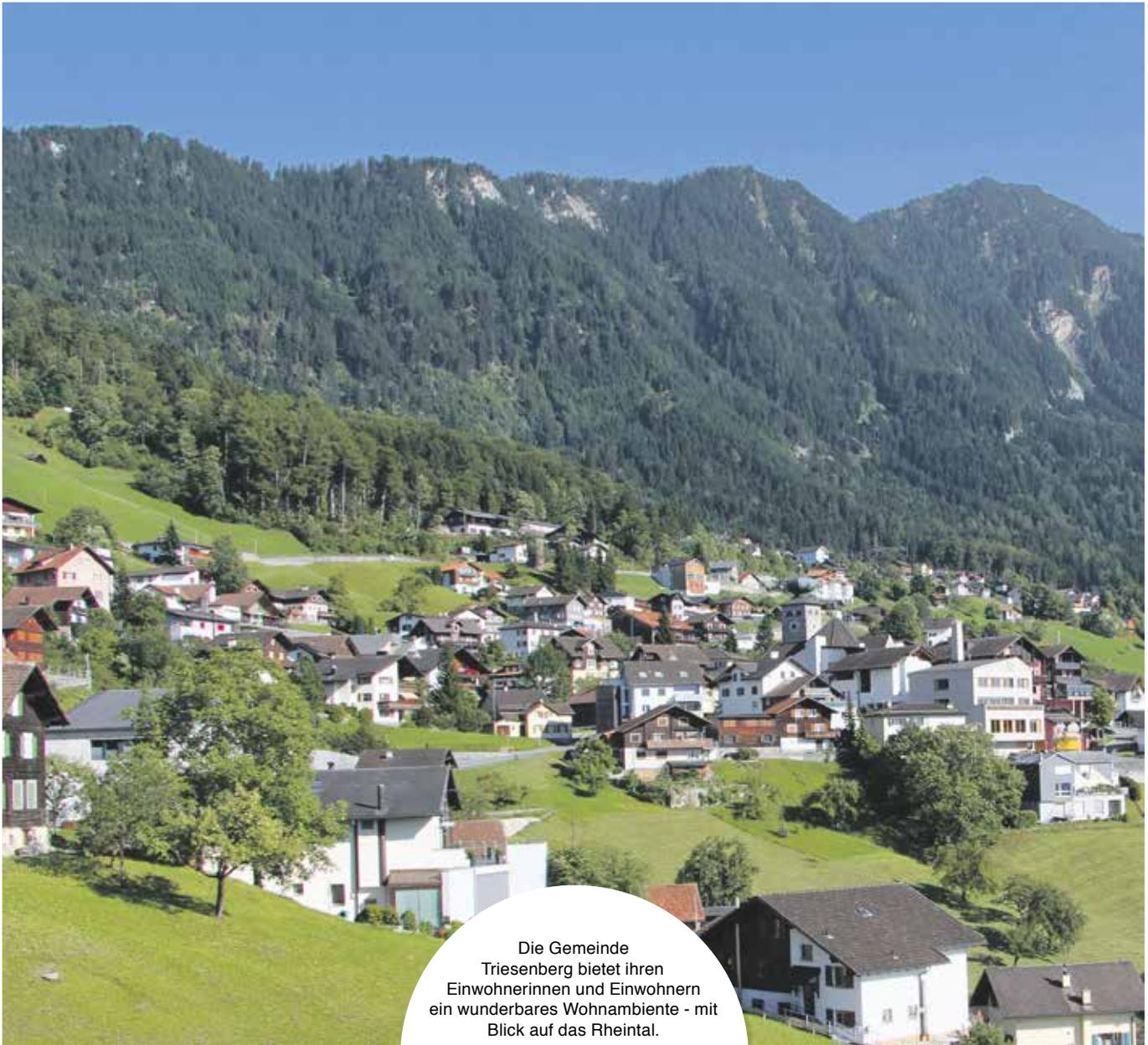
einteilen. Projekte können nur zeitlich gestaffelt realisiert werden. Es ist augenscheinlich, dass für unsere Feuerwehr aktuell keine optimalen Voraussetzungen herrschen, was das Feuerwehrdepot betrifft. Hier wurde eine Projektgruppe eingesetzt, die das weitere Vorgehen – inklusive Überprüfung möglicher Standorte – diskutiert, bewertet und dem Gemeinderat noch dieses Jahr Vorschläge unterbreitet.

Was andere Gemeinden nicht haben, ist Triesenberg mit dem Alpengebiet sehr eigen. Mit den über 600 Wohneinheiten im Alpengebiet besitzt Triesenberg ein Dorf im Dorf. Ist die Gemeinde diesbezüglich i. S. Infrastrukturen und Finanzbedarf der Aufrechterhaltung dieser «Alpendorf-Siedlung» nicht speziell gefordert?

Wir dürfen an einem Ort leben, wo andere Ferien machen. Triesenberg bietet eine noch weitgehend intakte Natur und Umwelt für eine Vielzahl von Freizeitaktivitäten an. Die rheintalseitigen Kulturlandschaften und das inneralpine Feriengebiet mit Steg und Malbun sind das Naherholungsgebiet für Liechtenstein und die Region. Durch den Unterhalt des Naherholungsgebiets entstehen hohe Kosten für die Gemeinde und das Bereitstellen der Infrastruktur für die vielen Zweitwohnungen verschlingt grosse Summen. Wir haben heute rund 600 sogenannte Zweitwohnungen im Feriengebiet, die keine oder fast keine Steuern abwerfen. Rechnen wir mit durchschnittlich drei Personen pro Wohneinheit, ergibt das rund 1'800 Personen. So betrachtet, weist Triesenberg theoretisch eine Gesamt Einwohnerzahl von 4'400 anstelle der offiziellen angeführten 2'640 Personen auf. Dieses «Dorf im Dorf» verursacht in der Tat immense Kosten für die Gemeinde. Triesenberg bekommt zwar mit dem Finanzausgleich eine Sonderzuwendung von 2.5 Mio. Franken für das Feriengebiet. Über die letzten zehn Jahre betrachtet, belaufen sich die effektiven Kosten für die Verwaltung aber auf 3.8 Mio. Franken pro Jahr.

Das inneralpine Feriengebiet mit Steg und Malbun bildet nicht nur für die Triesenberger, sondern für die Einwohnerschaft des ganzen Landes ein einzigartiges Naherholungsgebiet. Die Aufrechterhaltung der Infrastrukturen kostet der Gemeinde auch eine Stange Geld und so kann sich die Gemeindebehörde an diesen Sonnenstrahlen nur dann richtig erfreuen, wenn die Frage einer höheren Umlage-Erhebung oder eines höheren Finanzausgleiches beantwortet ist.

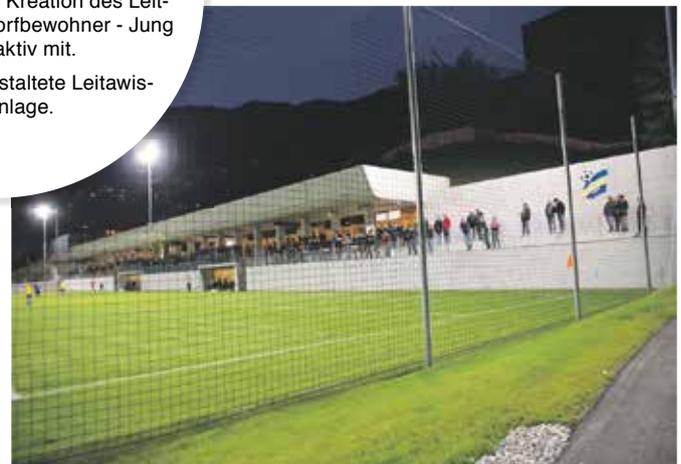




Die Gemeinde Triesenberg bietet ihren Einwohnerinnen und Einwohnern ein wunderbares Wohnambiente - mit Blick auf das Rheintal.

Unten links: Bei der Creation des Leitbildes wirkten die Dorfbewohner - Jung und Alt - aktiv mit.

rechts: Die neugestaltete Leitawis-Sportanlage.



Um diese zusätzliche, ungerechte Belastung des Triesenberger Steuerzahlers auszugleichen, standen für den Gemeinderat zwei Lösungsvarianten zur Debatte: Die Erhebung einer Umlage oder die Erhöhung des Finanzausgleichs. Die Regierung hat eine Erhöhung des Finanzausgleichs strikte abgelehnt und die Einführung einer Ferienhausumlage favorisiert. Der Gemeinderat hat daraufhin einen Rechtsanwalt damit beauftragt, die Einführung einer Ferienhausumlage rechtlich zu überprüfen. In seinem Rechtsgutachten kommt der Anwalt zum Schluss, dass die Ferienhausumlage in der vorgesehenen Form nicht umgesetzt werden kann. Dieses Gutachten haben wir nun der Regierung zukommen lassen. Man darf gespannt sein, wie der Rechtsdienst der Regierung die Situation beurteilt. Wir warten aktuell auf eine Antwort und hoffen, dass gemeinsam eine Lösung ausgearbeitet werden kann. Die Erhöhung des Gemeindesteuerzuschlags, die immer wieder ins Feld geführt wird, löst dieses Problem nicht. Im Gegenteil, sie würde die ungerechte Belastung des Triesenberger Steuerzahlers verstärken. Wir werden nichts unversucht lassen, um hier einen gerechten Ausgleich zu schaffen.

Im Rahmen der Interpellationsbeantwortung der Regierung betr. dem Finanzausgleich sowie den Finanzausweisungen an die Gemeinden haben Sie einen weiteren Schritt in der Aufgabenentflechtung angesprochen und zwar in dem Sinne, dass der Ablauf und die Finanzierung von Projekten mit Bedeutung für das ganze Land vereinfacht werden und stärker beim Staat - anstatt bei der Standortgemeinde - liegen sollen. Bei welchen Themen und Projekten liesse sich dies konkret umsetzen? Grundsätzlich wäre die Lösung ganz einfach: Land und Gemeinden müssten wissen, wer für was zuständig ist? So ist es einerseits überflüssig, wenn finanzschwachen Gemeinden mit dem Finanzausgleich von Staat Mittel



Die künftige Nutzung vom Madlenihuus ist ein Teilaspekt der Dorfsentrumsentwicklung.

zur Verfügung gestellt werden, die sie umgehend für Dienstleistungen an den Staat wieder zurückzahlen müssen. Ich denke hier beispielsweise an Kosten im Sozialbereich, Lehrergehälter usw. Auf der anderen Seite ist es überhaupt nicht sinnvoll, wenn die Kosten für Aufgaben von

zeigt, ist es um die Solidarität unter den elf Gemeinden nicht immer gut bestellt. Auch kleine Gruppierungen können so gute Projekte zu Fall bringen. In der Standortgemeinde oder gegen entsprechende Finanzbeschlüsse des Landtags kann immer noch ein Referendumsbegeh-

der Meinung bin, dass wir in Triesenberg Reserven anhäufen müssen, wie dies andere aktuell systembedingt fast gezwungenermassen machen.

Die Wintersaison steht vor der Tür und damit auch Ski-ausflüge sowie Skitage von Vereinen, Unternehmen, der Landesverwaltung usw. Warum in die Ferne schweifen, wenn ein idyllisches Skigebiet so nahe liegt? Können Sie uns einen kurzen «Werbespot» fürs «Milbu» zum Besten geben? Einen Werbespot an die Adresse der Landesverwaltung sollte es eigentlich nicht brauchen. Für Vereine und Unternehmen kann ich das aber gerne tun: Das Skigebiet «im Milbu» ist zwar klein, bietet aber gut präparierte Pisten für alle, vom Anfänger bis zum geübten Skifahrer. Nichtskifahrer können Schlittschuhlaufen oder im Steg Schlitteln und auf der Langlaufloipe ihre Runden drehen. In Malbun und Steg steht weniger die lange gemeinsame Anfahrt zum Wintersporttag im Vordergrund, vielmehr überzeugt hier das gemeinsame Wintersporterlebnis und nicht zuletzt das kulinarische Angebot in einem der ausgezeichneten Gastronomiebetriebe.

«Wir werden nichts unversucht lassen, um hier einen gerechten Ausgleich zu schaffen.»

Vorsteher Christoph Beck

landesweiter Bedeutung auf alle elf Gemeinden und das Land verteilt werden. Durch ihre geografische Lage oder die vorhandene Infrastruktur bieten verschiedene Gemeinden Dienstleistungen für die gesamte Bevölkerung und die Region an. Hier würde es völlig genügen, wenn die Standortgemeinde und das Land die Kosten solcher Projekte anteilmässig tragen würden. Nach meinem Verständnis gibt schon der Begriff von «landesweiter Bedeutung» vor, dass die Finanzierung mehrheitlich durch das Land erfolgen muss. Wie die jüngste Vergangenheit

ren angemeldet werden. Und wenn dann über den Landtagsentscheid die gesamte Liechtensteiner Bevölkerung abstimmen würde, hätten wir einen wirklich demokratischen Volksentscheid.

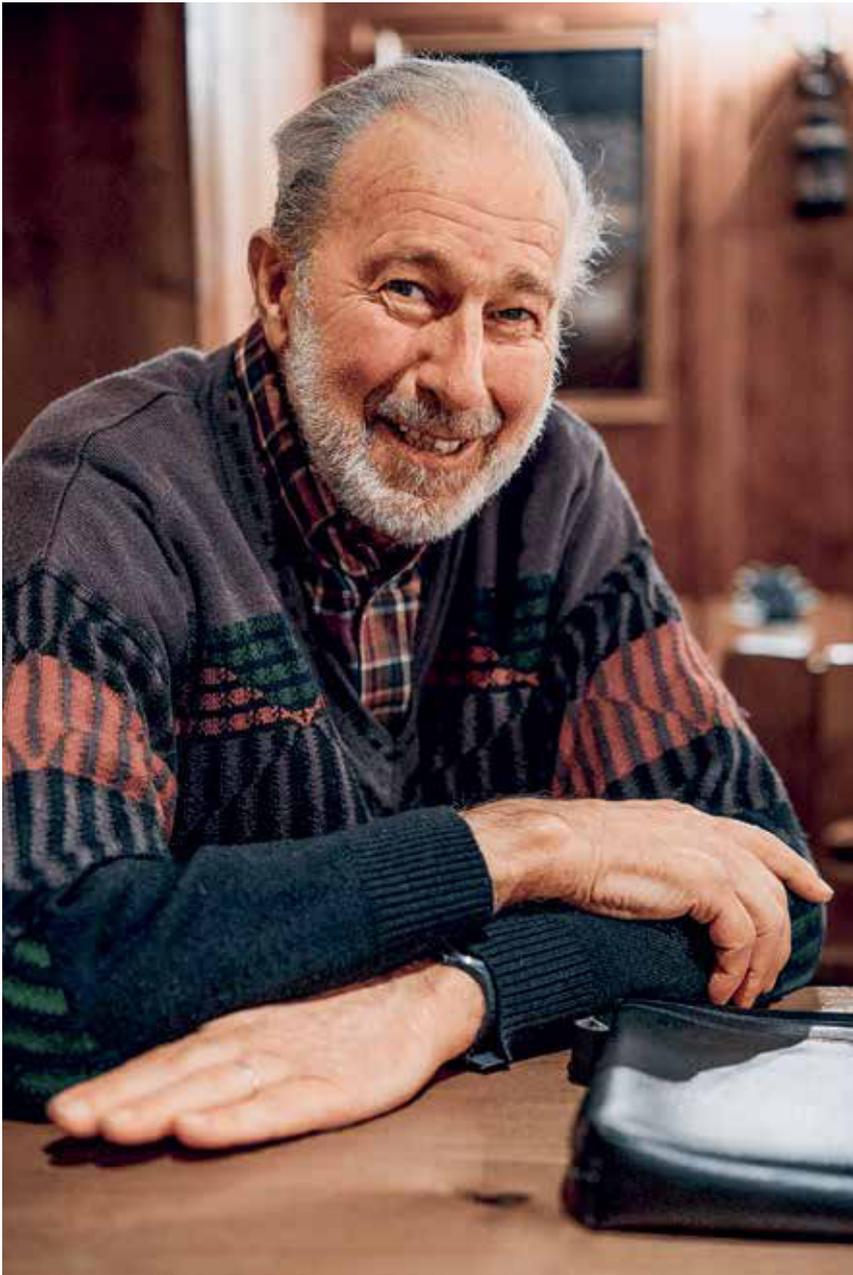
Grundsätzlich vertrete ich die Ansicht, dass Steuereinnahmen von Land und Gemeinden so zugewiesen werden sollten, dass die Gemeinden ihre Aufgaben wahrnehmen können. Das Gleiche gilt natürlich ebenso für die Landesverwaltung. Es geht mir hier keineswegs um eine Gleichmacherei, da ich nicht

WO DIE WALSER LEBEN



Im abgeschiedenen Fondei arbeiteten die Walser hart für ihre Unabhängigkeit. Das war es ihnen wert.

Um die Walser ranken sich Geschichten von Freiheit und Autonomie. Hans Mettier hat das Leben der Walser noch gelebt: Er denkt ohne Bedauern an diese Zeit zurück. Und hat sich die Geschichte des FONDEI und von Langwies zum Hobby gemacht.



Ein Leben als Walser: Hans Mettier war früher Bauer und Skilehrer. Heute sammelt er Geschichten über die Walser.



Text: Elsbeth Flüeler
Bilder: Severin Nowacki

«Die alten Lebensformen verschwinden. Man darf nicht daran festhalten», sagt Hans Mettier, wie er einen Blick aus dem Fenster wirft und einen Bauer sieht, der mit einer schweren Maschine den Mist aus dem grossen, neuen Stall fährt. «Wenn die Bergtäler sich nicht entleeren sollen, dann müssen wir uns der Gegenwart anpassen.» Hans Mettier sagt dies ohne Bedauern. Er ist 78 Jahre alt. Er kennt sie, diese alten Lebensformen; er trauert ihnen nicht nach.

Nein, mitkommen auf die Schlittelwanderung ins FONDEI werde er nicht, hat Hans Mettier gemeint. Er sei nicht mehr gut zu



Sich vorstellen, dass die Walser hier das ganze Jahr über lebten – in Strassberg, der grössten Siedlung des FONDEI.

Fuss unterwegs. Die Fragen könne er ebenso gut in der Bibliothek vom Kulturhaus Schanfigg beantworten, wo er für einen kurzen Augenblick durch das Fenster dem Bauern auf dem Traktor zuschaut. Nun aber legt er einen Stapel Bücher auf den Tisch, darunter auch ein Buch, das er selber geschrieben hat. Es handelt von den Walsern und vom Leben im FONDEI, dem Hochtal über Langwies, wo er den Sommer über aufgewachsen ist, und gibt zu guter Letzt ein paar Tipps mit auf den Weg.

Ins FONDEI

Steil geht der Schlittelweg von Langwies durch den Wald den Berg hinauf. Es folgt ein enges Tal mit einer Galerie, die vor Lawinen schützt. Dann öffnet sich die Land-

schaft, wird weit, still und leer. Nur ein paar Häuser ragen aus dem Schnee heraus: braune Punkte, mal vereinzelt, dann wieder in Gruppen. Viele davon sind fast so alt wie die Geschichte des FONDEI. Sie begannen vor 700 Jahren.

Damals wanderten die Walser aus dem Prättigau und aus der Landschaft Davos über den Duranna- und den Casannapass ein. Sie waren als freiheitsliebende Menschen bekannt. Weder suchten sie nach Integration, noch strebten sie nach Ämtern, vielmehr lebten sie zurückgezogen ihre eigene Kultur. Aber sie waren fleissig. Schon da und dort hatten sie waldige

Täler in schöne, fruchtbare Weiden umgewandelt. «Warum sie bekämpfen», sagten sich die Notablen, denen die Täler gehörten, in denen sich die Walser ansiedelten, «wo diese doch ihr Land urbar machten und neue Handelsrouten eröffneten?» Statt sie zu verjagen, liess man sie gewähren, räumte ihnen, um ihrem Drang nach Freiheit und Autonomie entgegenzukommen, sogar eigene Gesetze sowie eine eigene Gerichtsbarkeit ein. Im Gegenzug verlangten die Notablen Geleitschutz und die Verteidigung ihres Lands. Das, ganz kurz, ist die frühe Geschichte des FONDEI.

Während 600 Jahren lebten die Walser in diesem Hochtal zwischen 1700 und 2000 Metern über Meer. Das FONDEI ►



Winter in Strassberg. Die Zeit steht still.
Leben wird erst im Frühling wieder einkehren.

► bildete eine selbstständige Gemeinde. Gegen 200 Frauen, Männer und Kinder lebten während Jahrhunderten hier im Tal. Man arbeitete viel – fast immer – meist von Hand, ohne Maschinen. Und doch reichte es nur für das Nötigste zum Leben.

Es zeichnete sich darum schon länger ab, dass die Dinge sich ändern würden. Schon im 19. Jahrhundert hatte man ganz hinten im Tal auf Alpwirtschaft umgestellt. Immer mehr Familien verbrachten die Winter in Langwies, sodass die Walser ihre Schule im Fondei schlossen. Das war im Jahr 1903. Im Jahr 1948 wurde zwar noch ein Kupferdraht ins Tal gezogen. Das Tal erhielt ein Telefon und eine Post, die auch einen Laden betrieb. Auf eine Stromleitung hingegen verzichtete man, bis heute. Denn die Lawine könnte sie niederreißen. 1962 wurde sogar noch die erste, gut befahrbare Strasse gebaut.

Die Entwicklung liess sich trotzdem nicht aufhalten, die Strasse beschleunigte sie vielmehr. Das Tal entleerte sich; die Familien zogen weg. «Das Leben im Fondei ist vorbei», sagt Hans Mettier. Im Winter sind die Häuser mit Ausnahme des Skihauses Casanna verlassen. Im Sommer werden sie nur mehr für Ferien und während des Heuets genutzt. Einzelne Gruppen von Gebäuden wurden darum 1982 als Erhaltungszonen ausgeschieden, damit man sie umnutzen konnte. «Sonst wären sie zerfallen», sagt Mettier.

«Das ist so kein Leben: Das Eigentum ist zu wenig gross, das Land zu steil.»

Das Erbe der Walser

Hans Mettier hat als einer der Letzten das Leben der Walser im Fondei gelebt, denn er übernahm den Hof der Eltern. «Etwas anderes stand gar nicht zur Diskussion. Man war in den Vorstellungen der Eltern verhaftet, konnte nicht entfliehen», erzählt er. Gerne hätte er zwar die Sekundarschule besucht. Er interessierte sich für Geometrie, Architektur und wäre später vielleicht ins Bauwesen eingestiegen. Doch in Langwies gab es nur die Primarschule. Also wurde er Bauer und bewirtschaftete während fast 50 Jahren einige steile Parzellen unten im Dorf und zog gegen Anfang Sommer mit dem Vieh ins Alp in Strassberg. Von all dem liess sich mehr schlecht als recht leben. «Wenn man hierbleiben wollte, dann musste man neben der Landwirtschaft noch andere Erwerbsquellen erschliessen», erzählt er.

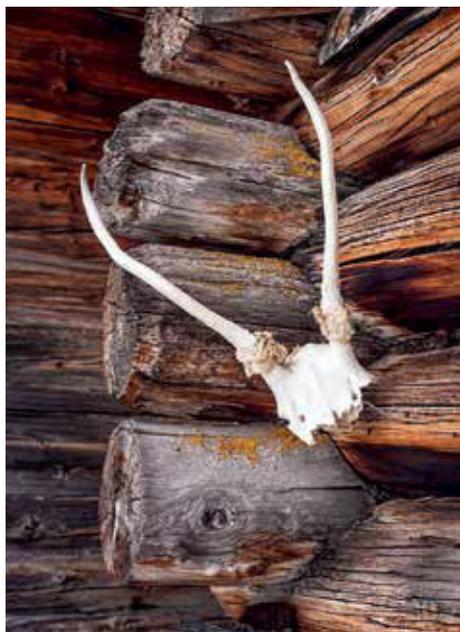
Aber warum das Buch, wenn Hans Mettier dem Leben von damals nicht nachtrauert? Ist nicht doch etwas Nostalgie im Spiel, die Sehnsucht nach dem

Leben früher? «Man muss etwas für den Tourismus machen», sagt er, «den Leuten zeigen, was es zu sehen gibt.» Aber ja, meint er schliesslich: «Wenn Nostalgie dasjenige Gefühl ist, das Aug und Ohr weckt, zu sehen, was es zu sehen gibt, dann habe ich das Buch aus Nostalgie geschrieben.»

Hans Mettier wurde Skilehrer in Arosa. 44 Jahre lang sorgte er dafür, dass die Gäste locker und gut die Pisten hinunterkamen, «sodass sie auch das Gefühl hatten, dass sie gut Ski fahren können». Ein bisschen wie damals die Walser den Notablen bot er seinen Gästen Geleitschutz. Und zwar nicht irgendwelchen Gästen. Zu seinen Stammkunden zählten Sophia Loren, der Chef der deutschen Kruppwerke, Berthold Beitz, oder Siegfried Unseld, Inhaber des Suhrkamp-Verlags. Auch der Schriftsteller Martin Walser sowie Luz Pollain, der damalige Chef der Deutschen Landesbank, waren seine Gäste.

Doch während diese sich abends vom Tag auf den Brettern erholten, eilte Hans Mettier nach Langwies in den Stall zurück, um die Kühe zu melken, und arbeitete bis abends spät. Beinahe nebenbei leitete er zusammen mit seiner Frau auch das Zivilstandsamt von Langwies und führte ein paar Mal im Jahr Hochzeitspaare zusammen. Er hatte auch die Verantwortung für den Konsum, den Dorfladen, wie er heute heisst, und war während eines Jahrzehnts Gemeinderat. Höhere Ämter aber gelüsten ihn nie. Walser streben nicht nach Ruhm und Ehre.

«Man hat sich schon gefragt: Wozu das alles?», sagt er. Seine Kinder machten die Lehre zwar im Tal. Doch es zeichnete sich ab, dass sie abwandern würden. «Und das ist dann auch so gekommen.» Zwei seiner drei Kinder wohnen heute im Unterland. Den Hof hat Mettier weiterbetrieben, bis er 65 Jahre alt war, und dann das Land an einen Neffen verpachtet. Er ist froh, hat keines seiner Kinder den Hof übernommen: «Das ist so kein Leben, das Eigentum ist zu wenig gross, das Land zu steil. Es ist gut so, wie es ist, und der Neffe hat nun einen Betrieb, der ihm eine Existenz bieten kann.»



Schon etwas schief und vom Wetter gebleicht: Die Trophäe lässt wilde Jägergeschichten erahnen.

Geschichte für die Zukunft

Für Hans Mettier war die Umstellung auf ein Leben ohne Bauernhof nicht ganz einfach. Zwei Jahre habe die Phase der Neuorientierung gedauert. Dann entdeckte er die Geschichte. «Ich hatte früher keine Ahnung von Geschichte und Kultur», erzählt er. Und nun hat es ihn so dermassen gepackt, dass er auf freiwilliger Basis hilft, die Bibliothek im Kulturhuus zu betreuen, wo historische Quellen und Literatur zur Geschichte von Graubünden zu finden sind, zum Schanfigg, zu Langwies und über das Fondèi. Herzstück ist die Privatbibliothek der Familie von Sprecher, Jennins, die hier als Depositum steht.

Unlängst haben die Langwieser ein neues Kapitel in ihrer langen Geschichte aufgeschlagen. Am 1. Januar 2013 hat sich die Gemeinde mit den anderen Dörfern des Schanfigg – mit Calfreisen, Castiel, Lünen, Molinis, St. Peter-Pagig und Peist – zur Gemeinde Arosa zusammen-

geschlossen. Der Kanton förderte den Zusammenschluss, versprach Millionen und stellte einen niedrigeren Steuerfuss in Aussicht. Der Entscheid zugunsten der Einheitsgemeinde fiel in Langwies sehr deutlich. Hans Mettier bedauert den Beschluss. «Man hat unsere Autonomie, unsere Freiheit gekauft», sagt er. Arosa sei nun einfach dominierend.

Während die alten Strukturen und Lebensformen langsam zusammenbrechen, lädt Hans Mettier die Schanfigger dazu ein, ihre Privatarchive dem Kulturhuus zu öffnen und wichtige Briefe, Bilder oder Drucksachen der Bibliothek zu überlassen. «Sie werden oft aus Unkenntnis entsorgt», sagt er und packt die Archivschränke hervor, in denen die Dokumente gesammelt werden. Er hat mit seinem Buch das Wissen um die Walser der Nachwelt überliefert. Nun macht er sich an die Geschichte des Schanfigg. Damit die Vergangenheit nicht vergessen geht und man dereinst sieht, was es zu sehen gibt. ■



Die ehemalige Sennerei in Strassberg. Jahrhundertlang wurde hier Käse hergestellt.

WALSERSPUREN IM FONDEI



Langwies – Langwies

Schwierigkeitsgrad: Winterwanderung
Länge: 13,5 Kilometer
Dauer: 5 h 25 min
Körperliche Anforderung: hoch
Aufstieg: 755 Meter
Abstieg: 755 Meter
Wanderkarte: 248 T Prättigau, 1:50000, erhältlich unter www.shop.wandern.ch
Beste Jahreszeit: Winter
Nummer des Wandervorschlags: 1383



Wandervorschlag am Hefende heraustrennen oder auf www.wandern.ch (Unsere Wandervorschläge) mit dem Code **schanfigg** herunterladen.



Für den Rückweg nimmt man den Schlitten.

gemietet werden. Wer für 20 Franken konsumiert, fährt gratis mit dem Schlitten ins Tal.

Erreichbar ist Langwies mit dem Zug ab Chur Richtung Arosa.

Einkehren und Übernachten

im Hotel Alte Post, 079 769 62 72, www.altepostlangwies.ch, im Gasthaus Edelweiss, 081 374 17 77, www.hotel-langwies.ch, oder im Skihaus Casanna im Fondéi, 081 374 20 82, www.skihaus-casanna.ch.

Elsbeth Flüeler

Die Langwieser schaffen die Strecke vom Fondéi nach Langwies im Nu. Der Rekord liegt bei 3 Minuten und 54 Sekunden. Mit dem Schlitten – versteht sich – und hinunter. Hoch geht es zu Fuss in knapp zwei Stunden vom Dorfplatz Langwies. Und zwar auf dem Winterweg über die verschneite Strasse. (Der Sommerweg führt durch ein lawinengefährdetes Tobel.)

Nach knapp einem Kilometer zweigt die Strasse nach rechts ab. Kurz vor der Abzweigung steht links die Holzzeichenhütte. Hier werden die Holzzeichen der Langwieser Familien ausgestellt, mit denen sie ihr Eigentum markierten. Durch den Chilchwald erreicht man den Eschelzug. Der Blick hinauf zeigt: Das Gelände ist stotzig, die Bäume schützen vor Lawinen. Wenig später braucht es eine Galerie. Wer seinen eigenen Schlitten dabei hat, muss ihn hier tragen. Doch nach einem halben Kilometer ist das Fondéi erreicht, und man wandert im offenen Gelände durch eine weiss verschneite Landschaft.

An braun gebrannten Ställen und Häusern vorbei erreicht man die Verzweigung am Punkt 1888. Der Weg links führt sanft dem Berg entlang zum Skihaus Casanna, dem Ausgangspunkt der Schlittenfahrt. Schlitten können hier für fünf Franken

Tipp



Schule gibt es in Langwies keine mehr. Im ehemaligen Schulhaus ist heute das Kulturhaus Schanfigg untergebracht. Es ist ein Treffpunkt für Einheimische und Gäste, mit Filmabenden, Lesungen, Vorträgen und Bilderausstellungen. Im Zentrum stehen Kultur und Geschichte des Schanfigg. www.kulturhaus-schanfigg.ch



Gewaltige Natur – unterwegs schützt der Lawinentunnel vor ihr.

Bilder: S. Nowacki



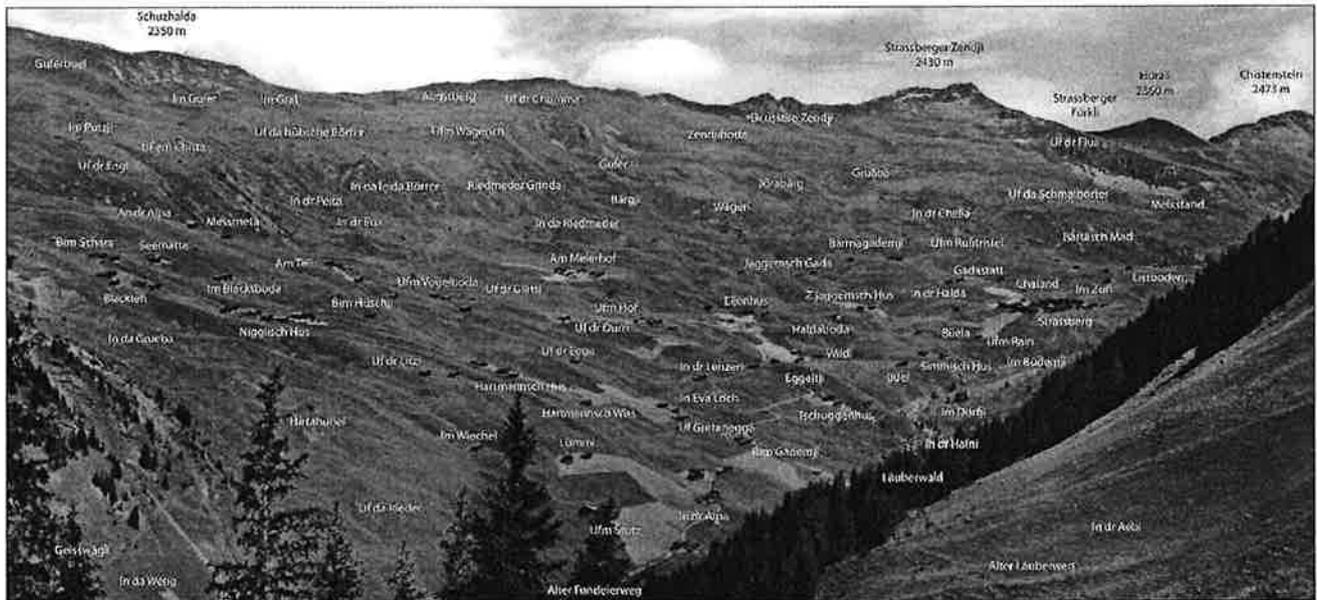
Arosener Zeitung
7050 Arosa
081/ 377 48 58
www.suedostschweiz.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 3'148
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 26
Fläche: 126'531 mm²

Auftrag: 880004
Themen-Nr.: 880.004

Referenz: 67743801
Ausschnitt Seite: 1/4



Das Fondei weist eine hohe Dichte von walserschen Flurnamen auf, Zeugen intensiver Nutzung bis in hohe Lagen.

Bild © Hans Mettler-Heinrich, Das Hochtal Fondei, 2011

Budenal-Eilisch-Aachübel: Sprachen und Flurnamen im Schanfigg

Flurnamen interessieren noch heute, wenn auch aus anderen Gründen als früher. Die mittlere und ältere Generation war am Vortrag von Prof. Hans Stricker am 30. November im exakt zwei Jahre zuvor eröffneten Kulturhuus in Langwies jedenfalls in grosser Zahl vertreten. Einmal mehr war der Vortragsraum «ausgebucht».

Georg Jäger

Das Schanfigg von Chur/Sassal bis Peist ist uraltes Siedlungsland. Lange vor unserer Zeitrechnung wurde dieser Teil des Tals besiedelt und vermutlich schon damals bis in die Bergwiesen hinauf genutzt. Zwei zum Teil befestigte Dörfer, die bis in die Bronzezeit im zweiten Jahrtausend v. Chr. zurückreichen, sind in den letzten Jahrzehnten erforscht worden: Tummhügel unter Maladers (romanisch plus deutsch = «HÜGEL-)

HÜGEL») und Carschlingg, von dem Castiel den Namen hat (>CASTELL-INU). Aber nicht nur die Archäologie, die meistens von Zufallsfunden bei Bauarbeiten lebt, gibt über das Alter von Kulturlandschaften Auskunft. Zeugen sind auch die Überreste längst verschwundener Sprachen, die in den Flurnamen weiterleben. In dieser Hinsicht ist das mittlere und äussere Schanfigg vielleicht die reichste Fundgrube Graubün-



Aroser Zeitung
7050 Arosa
081/ 377 48 58
www.suedostschweiz.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 3'148
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 26
Fläche: 126'531 mm²

Auftrag: 880004
Themen-Nr.: 880.004

Referenz: 67743801
Ausschnitt Seite: 2/4

dens, zumal sich hier im Lauf der Geschichte mehrere Sprachwechsel vollzogen haben.

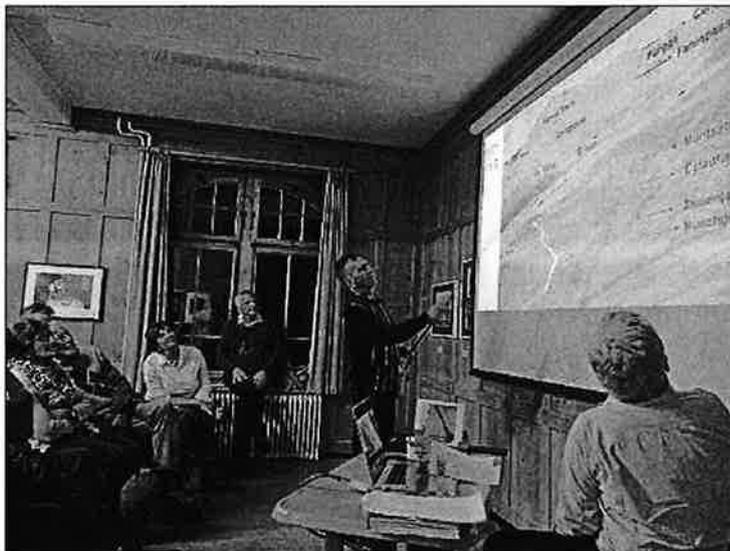
Nicht zufällig wurde die heutige Namenforschung vor allem im Alpenraum, wo sich viele Kulturen begegneten, besonders intensiv betrieben und weiterentwickelt. Pioniere aus Graubünden waren die beiden Sprachforscher Robert von Planta und Andrea Schorta. Letzterer besass bei Castiel eine Maiensässhütte und untersuchte das Schanfigg, quasi von Parvig aus, intensiv. Der Romanist Hans Stricker, geboren und heute wieder wohnhaft am Grabserberg SG, besuchte das Schanfigg mit Schorta schon als junger Mitarbeiter am rätoromanischen Institut DRG. Fasziniert vom Reichtum der Namenlandschaft, machte er später das Romanische im Schanfigg zum Thema seiner Antrittsvorlesung als Professor an der Universität Zürich.

Sprach- und Siedlungsgeschichte «im Feld»

Anhand der Flurnamen und – überraschend

– auch aufgrund von Lautungen in lokalen Varianten der deutschen Mundart im Tal lassen sich wesentliche Einsichten gewinnen. Ein Teil der Namen (gegen 20%) sind vorrömisch, gehen also in die Urgeschichte zurück. Dazu gehören die meisten, nicht mehr erklärbaren Ortsnamen wie Maladers, Lüen, Peist, Arosa und vermutlich auch Calfreisen, Pagig und Tschierschen. Ein einziger Dorfname – Langwies – ist deutsch. Vier Gemeinden tragen romanische Namen: Castiel (< CASTELLUM), St. Peter (< SANCTUM PETRUM) und Molinis (< MOLINAS = Mühlen). Praden (> PRATUM = Wiese). Auch der Name Plessur ist vorrömisch. Ebenfalls unsicher ist der Talname Schanfigg, urkundlich 765 in Scanavico, der laut Stricker auf einem «undurchsichtigen» rätischen Stamm SKANAVA beruhen soll, gleich wie S-chanf im Engadin und allenfalls Schaan in Liechtenstein. Dies sind einzelne Spuren zurück in eine graue Vorzeit, die immer noch im Dunkel der Geschichte liegt.

*Florian Heinrich und
Hans Stricker erklären
Flurnamen am
Hochwang.
Bild Sonja Rüegg*





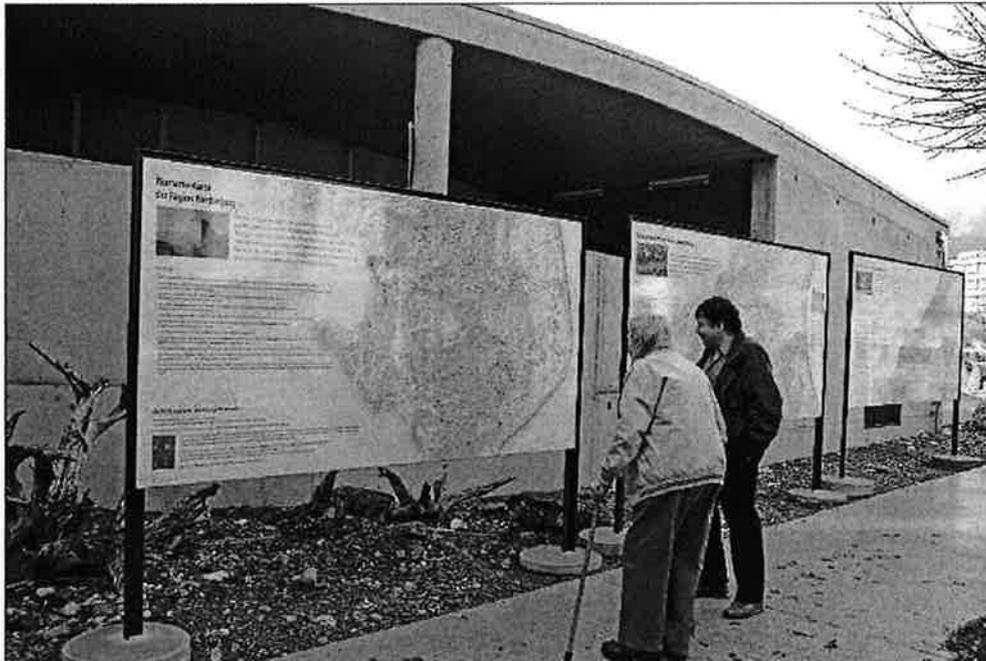
Arosener Zeitung
7050 Arosa
081/ 377 48 58
www.suedostschweiz.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 3'148
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 26
Fläche: 126'531 mm²

Auftrag: 880004
Themen-Nr.: 880.004

Referenz: 67743801
Ausschnitt Seite: 3/4



In Werdenberg erscheinen die örtlichen Flurnamen auf grossen Tafeln an zwei zentralen Orten: Wäre dies eine Idee auch für die Dörfer im Schanfigg, wo auf der rechten Talseite bereits Flurnamenkarten vorhanden sind?

Bild zVg

Das Romanische und seine Relikte

Nach der Eroberung des Alpen- und nördlichen Voralpenraums 15 v. Chr. durch die Römer setzte allmählich eine Romanisierung der hier ansässigen Bevölkerung – vor allem Kelten – ein. Das Schanfigg ist auch heute noch reich an rätoromanischen Flurnamen, die in der Mitte des Tales besonders zahlreich sind. Dort machen sie 40 bis 50% aller Namen aus. In den nach 1300 von Walsern besiedelten inneren Teilen, in Langwies, Arosa, aber auch in Praden, liegt der Anteil der romanischen Flurnamen nur bei ungefähr 5%. Das Schanfigger Romanisch gehörte, wie Stricker anhand der intensiven lokalen Kontaktmöglichkeiten ins Albulatal und nach Mittelbünden aufzeigte, überwiegend zum Surmiran, dem Oberhalbsteiner Romanisch. Dies weist er anhand der früher charakteristischen, heute fast verklungenen Zwielaute (Diphthonge) in den Lokaldialekten von Castiel, Lüen und Calfreisen nach:

schréibä, Hóus, Löüt, Höüscher, sind Beispiele dafür. Vor hundert Jahren erhobene Daten in der wertvollen Dissertation von Heinrich Kessler zur Schanfigger Mundart bieten zahlreiche Belege. Eine alte Calfreiserin soll gebetet haben: «Jesu wóón i méinem Hóus, wéihä nümä méé dáróus!» Diese Zwielaute sind ein Merkmal des Mittelbündner Romanischen; sie haben hier auch im lokalen Deutsch überlebt. Denn noch um 1570 sprach man in den drei genannten Gemeinden beide Sprachen, Deutsch und Romanisch, während der Rest des Tales bereits weitgehend germanisiert war. Noch um 1920 hat Kessler beobachtet, wie der walsersprachige Langwieser «in verächtlichem Ton von der gedehnten, unscharfen Redeweise der Ausserschanfigger spreche, und das ganze Tal erlaube sich diese Wertung gegenüber der Mundart der Lüener und Calfreiser, wo die 'gröbste Gassensprache', eigentlich das noch am stärksten von rätschen Artiku-



lationsgewohnheiten gefärbte und entstellte (!) Deutsch, zu hören sei» [Kessler S. 9].

«Verwalserung» und «Bündnerdeutsch»

Als um 1300 Walser in Langwies, Praden und Arosa angesiedelt wurden, setzte allmählich der Prozess der Germanisierung ein. Obschon der äussere Teil des Tals im 15./16. Jahrhundert noch unter dem Einfluss des Churerdeutschen stand, setzte sich dennoch schliesslich das Walserdeutsch der Hochlagen bis Maladers durch. Auch diese Phase der Schanfigger Sprachgeschichte wird durch zahlreiche Flurnamen eindrücklich dokumentiert. Alte deutsche Namen aus einer früheren Epoche wie Räckholdera (= Wachholder), Litzli (= Schattenseite) oder das Schelmatobel (Schelm = Kadaver) werden heute zum Teil nicht mehr verstanden. Dazu sagt Hans Stricker, dass es unzutreffend wäre, «einen Sprachwechsel mit dem simplen Wechseln eines Kleides zu vergleichen, oder mit einem Schalter, der von A zu B wechselt. Sprachwechsel sind da viel komplexer, hinterlassen Spuren, gehen weiter oder weniger weit.» Und: «Das Ineinandergreifen der Sprachschichten zeigt sich hier anschaulich wie selten anderswo in Graubünden.» Die Sprachen im Tal wechselten jeweils nach längeren Übergangszeiten. Der heutige Pro-

zess vollzieht sich rascher: «In jüngster Zeit», stellt Stricker fest, bildet sich eine Tal-schaftsmundart heraus, «die nun noch von einer grossräumigeren churerdeutschen Regionalmundart überlagert wird».

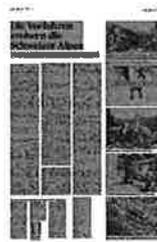
Dass die zahlreichen bis heute zur räumlichen Orientierung benutzten Flurnamen die Sprachentwicklung eindrücklich abbilden, demonstrierte der zweite Teil des Abends. Der Referent erläuterte zusammen mit Hans Mettier aus Langwies und Fluri Heinrich aus Peist die Bedeutung interessanter Flurnamen anhand von Bildern entlang des geplanten «Dörferwegs». Strickers jüngstes, wissenschaftlich wegweisendes Werk zum Bezirk Werdenberg (2017, 9 Bände) und jenes zu den Orts- und Personennamen in Liechtenstein (10 Bände) lösten am Bücher-tisch Bewunderung und Erstaunen aus. Die Bibliothek des Hauses erhielt als Geschenk die einbändige «Volksausgabe» des Werdenberger Flurnamenbuches; im Gegenzug konnte der Referent das Aroser Flurnamenbuch von Hans Danuser und Fortunat Anhorn entgegennehmen.

Budenal > vorrömisch, rätsch: befestigte Siedlung (Lüen); **Ellisch** > lateinisch/romanisch: Wassergraben (am Hochwang); **Aachübel** = Butterfass (Fondei)



Auf den Spuren der Walser

Der Uzner Stefan Rüegg wanderte mehrere Monate durch die Schweiz. Dabei erkundete er unter anderem die Geschichte der Walser.



Gaster & See

Die Südostschweiz am Wochenende / Gaster & See Medienart: Print

8730 Uznach

055/ 285 91 00

www.suedostschweiz.ch

Medientyp: Tages- und Wochenpresse

Auflage: 5'904

Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 9
Fläche: 130'500 mm²Auftrag: 880004
Themen-Nr.: 880,004Referenz: 67837584
Ausschnitt Seite: 1/5

Die Vorfahren erobern die Schweizer Alpen

Der Uzner Stefan Rüegg hat, durch die Schweiz wandernd, die Walser entdeckt. Sie kolonisierten die Alpentäler vor rund 1000 Jahren.

VON STEFAN RÜEGG

Etwa ums Jahr 1000 erreichte eine kleine Gruppe von Alemannen von Norden her die Hochebene des Goms im Wallis, die damals höchstgelegene aller Alpensiedlungen. Ein Teil dieser Hirten, Viehzüchter und Bergbauern verliess das obere Wallis schon bald wieder nach allen Himmelsrichtungen, um auf diese Weise von «Wallisern» allmählich zu «Walsern» zu werden. Die Walser sind eine alemannische Volksgruppe im Alpenraum. Im ausgehenden Hochmittelalter besiedelten sie aus dem heutigen Kanton Wallis heraus weitere Alpengebiete in der Schweiz, in Nordwestitalien, Liechtenstein und Westösterreich, vereinzelt auch in Savoyen und Bayern. In Vorarlberg tragen das Grosse und das Kleine Walsertal noch heute den Namen ihrer Einwanderer. Auf einer Länge von rund 300 Kilometern im Alpenbogen verteilen sich heute noch rund 150 Walsersiedlungen. Überquert man heutzutage den Alpenkamm, so gastiert man unweigerlich immer wieder in diesen uralten, schmucken Bergdörfern der Walser Vorfahren. Die Nachfahren sprechen vielerorts - sei es in der Schweiz, Frankreich oder Italien - noch

Ein Schmuckstück solcher Walsersiedlungen ist das kleine Dörfchen Juf.

heute einen höchst alemannischen Dialekt, das Walserdeutsch.

Ein Schmuckstück solcher Walsersiedlungen ist das kleine Dörfchen Juf auf 2126 Metern über Meer, die höchstgelegene Siedlung Europas, welche ganzjährig bewohnt wird. Der Ort liegt zuhinterst im bündnerischen Hochtal Avers. Das Tal wurde im 13. Jahrhundert vom Oberwallis her durch Walser besiedelt. Daraus resultiert eine sprachliche Enklave, wo Deutsch gesprochen wird, in einem ansonsten romanischen und italienischen Sprachgebiet.

Die Bewohner der Walserdörfer im Kanton Graubünden heben sich sprachlich besonders dort hervor, wo in der Umgebung Rätoromanisch gesprochen wird. So wird etwa in der Gemeinde Obersaxen Deutsch gesprochen, während im gesamten restlichen Gebiet des Vorderrheins grossmehrheitlich die rätoromanischen Dialekte verbreitet sind. Die heute einzige deutschsprachige Ortschaft Bosco im Kanton Tessin wurde ebenfalls durch einen Walserstamm Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet.

Im ausgehenden 12. Jahrhundert überstiegen die ersten Gruppen von Oberwallisern die unwirtlichen Gebirgspässe, um sich in den benachbarten Bergtälern anzusiedeln.

Die freien Walser

Die Wanderungen der Walser wurden durch das im 12./13. Jahrhundert relativ

Wachsender Bevölkerungsdruck führte zu den Wanderungen.

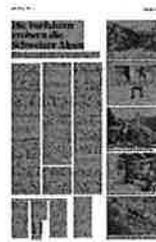
milde Klima in den Alpen begünstigt. Sie führten nach Norden ins Berner Oberland, nach Westen ins französische Chablais und vor allem nach Süden, in die höchsten italienischen Alpentäler, das Piemont und die sieben Aosta-Täler südlich des Monte-Rosa-Massivs. Ursachen für die mittelalterlichen Walserwanderungen waren der wachsende Bevölkerungsdruck, aber auch die Suche nach neuen landwirtschaftlichen Anbauflächen. Die zähen Walser entwickelten Techniken, die auch das Bewirtschaften von hoch gelegenen Bergregionen ermöglichten. Die Herrscher der betreffenden Gebiete förderten diese Besiedlung durch Steuerbefreiung und Vergabe besonderer Kolonistenrechte. Somit bot die Neuerschliessung von Land den Walsern die Möglichkeit zur Befreiung aus der feudalen Leibeigenschaft. Die Walser wurden wegen ihrer eigenen Rechtsverfassungen auch freie Walser genannt.

Als Entgelt für diese koloniasatorische Tätigkeit unter erschwerten Bedingungen handelten sich die Walser somit Rech-

Gaster & See

Die Südostschweiz am Wochenende / Gaster & See
 8730 Uznach
 055/ 285 91 00
 www.suedostschweiz.ch

Medientyp: Tages- und Wochenpresse
 Auflage: 5'904
 Erscheinungsweise: wöchentlich



Seite: 9
 Fläche: 130'500 mm²

Auftrag: 880004
 Themen-Nr.: 880.004

Referenz: 67837584
 Ausschnitt Seite: 2/5

te und Freiheiten ein, welche damals noch keineswegs für alle selbstverständlich waren: die volle persönliche Freiheit, das Recht zur Bildung eigener Gerichtsgemeinden und das Recht der freien Erbleihe. Letzteres besagt, dass beim Tod des Siedlers das Gut auf seine Erben überging, die einen unveränderbaren Zins dafür bezahlten. Das «Walserrecht» wurde gegen einen mässigen Zins und die Verpflichtung zum Kriegsdienst gewährt.

Dem hochalpinen Klima trotzen

In grossen Familienverbänden war es den Walsern möglich, das Land und die Wälder ertragreich zu bewirtschaften. Es gelang ihnen, durch die kluge Bauweise ihrer Häuser die Wärme der Sonne zu nutzen. Ebenso entwickelten sie besondere Lagerungsmöglichkeiten, um die landwirtschaftlichen Produkte haltbarer zu machen. Überschüsse landwirtschaftlicher Produkte wurden in den Handel gebracht. Hingegen mussten viele Güter des täglichen Bedarfs zugekauft werden. Während das Schlachtvieh der eigenen Verwendung zugeführt wurde, konnte das Zuchtvieh, vornehmlich junge Rinder, auf den Märkten angeboten werden. Der Erlös aus diesem Verkauf war eine ganz wesentliche Einnahme. War einem kleinen Bergbauern das gezüchtete, zum Verkauf anste-

hende Rind verunglückt oder erkrankt, bedeutete das Armut für ein ganzes Jahr. Die Walser lieferten hochwertiges Vieh und galten als gute Züchter. Es entstand ein lebhafter Handel zwischen den Walserdörfern und den Nachbarregionen, oftmals auch in weit entfernte Orte.

Die Walser errichteten lange Viehtriebe und Wege, um das Vieh auf die oft weit entfernten Märkte zu treiben. Vielfach waren es nur Pfade für Säumer oder einfache Karrenwege. Die grossen Handelswege über die Alpenpässe, von denen heute viele nur noch historische Bedeutung haben, förderten die wirtschaftliche Entwicklung der Walser. Im überregionalen Handel fanden die Walser Beschäftigung, erlernten Sprachen, den Umgang mit der oft heiklen Verzollung, dem Zahlungsverkehr und manches andere mehr.

Mit Buckelkraxen über die Pässe

Insbesondere aus dem Walserdorf Gressoney (Aosta-Region) stammende Walser wurden seit dem 16. Jahrhundert in der Deutschschweiz und in Süddeutschland als Hausierer, Wanderhändler und später niedergelassene Kaufleute bekannt. Alle Wege führen nach Rom und einige davon über die Alpen. Die Walser benutzten die alten Saumpfade über die Alpenpässe,

die die Gegenden jenseits mächtiger Bergkämme miteinander verbinden. Auf ihnen trugen sie als Händler und Boten ihre Nachrichten und Waren in sogenannten Buckelkraxen über teils unwegsame Pässe und durch einsame Täler von Norden nach Süden und umgekehrt. Auf der mehrmonatigen Alpenüberquerung gastierte der Schreibende oft in solchen

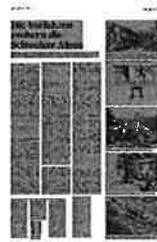
Die Walser benutzten die alten Saumpfade über die Alpenpässe.

Walserdörfern. Nebst den uralten Siedlungen im Bündnerland und dem Wallis stösst man in den abgelegenen, norditalienischen Aosta-Tälern südlich des Monte-Rosa-Massivs oftmals auf besondere Schmuckstücke solcher Walserdörfer. Erreicht man abends nach einer langen Passüberquerung eine dieser Siedlungen, so erwarten einen nicht nur eine museumsträchtige Dorfkulisse, sondern auch bodenständige, freundliche Einwohner, währschafte Kost und ein warmes Bett «im Spycher».



Typische Bauweise: Ein Walserhaus in Carcoforo, Norditalien.

Stefan Rüegg



Gaster & See

Die Südostschweiz am Wochenende / Gaster & See Medienart: Print

8730 Uznach

055/ 285 91 00

www.suedostschweiz.ch

Medientyp: Tages- und Wochenpresse

Auflage: 5'904

Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 9

Fläche: 130'500 mm²

Auftrag: 880004

Themen-Nr.: 880.004

Referenz: 67837584

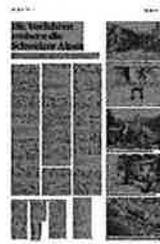
Ausschnitt Seite: 3/5



Frei: Wegen eigener Rechtsverfassung waren Walser niemals Leibeigene.



Typische Siedlung: Dieses Walserdorf liegt in der Aosta-Region.



Gaster & See

Die Südostschweiz am Wochenende / Gaster & See Medienart: Print

8730 Uznach

055/ 285 91 00

www.suedostschweiz.ch

Medientyp: Tages- und Wochenpresse

Auflage: 5'904

Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 9

Fläche: 130'500 mm²

Auftrag: 880004

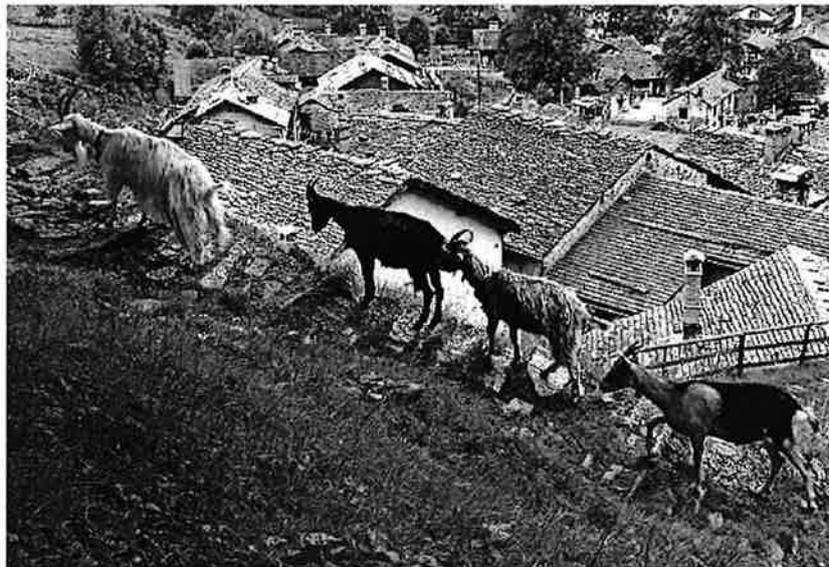
Themen-Nr.: 880.004

Referenz: 67837584

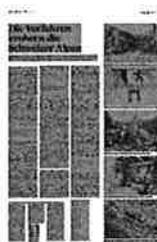
Ausschnitt Seite: 4/5



Über 450 Jahre alt: Das schicke «Nutli Hüschi» steht in Klosters.



Typische Dächer: Natursteinziegel bedecken die Walserhäuser in Rima (It).



Gaster & See

Die Südostschweiz am Wochenende / Gaster & See Medienart: Print
 8730 Uznach Medientyp: Tages- und Wochenpresse
 055/ 285 91 00 Auflage: 5'904
 www.suedostschweiz.ch Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 9
 Fläche: 130'500 mm²

Auftrag: 880004
 Themen-Nr.: 880,004

Referenz: 67837584
 Ausschnitt Seite: 5/5

Zum letzten Mal: Auf Schritt und Tritt durch die Geschichte ...

Die Schweiz ist ein natürliches Bollwerk im Herzen Europas – voller Kultur, Tradition und Geschichte. Der ehemalige Uzner SVP-Präsident und Weltenbummler Stefan Rüegg (im Bild) machte sich zu Fuss auf, um Legenden, Schweizer Geschichte und Mythen zu erkunden.

grossartige Kulturen. Grund genug, das Alpenland während einer mehrmonatigen Wanderung zu Fuss zu erkunden.

Die Route führte durchs Linthgebiet ins Glarnerland. Von dort aus ging es weiter über



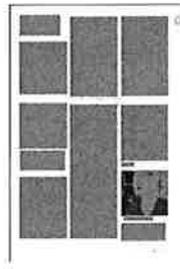
STEFAN RÜEGG
AUTOR

Nicht nur geografisch trennt der Alpenkamm Europa in einen Norden und einen Süden, auch kulturell entwickelten sich beidseits der Alpen

den Panixer- und den Kistenpass nach Brigels und über den Oberalppass nach Andermatt. Von dort führte die Route ins Hochgebirge der Berner- und Walliser Alpen und dann – nach der Umrundung des Mont Blanc – via Aosta-Tal und Piemont an den Lago Maggiore. Vom Tessin ging es über Graubünden wieder nach Hause. Mit dem Beitrag über die Walser schliesst Autor Stefan Rüegg seine Serie nun ab. (RED)

150

Auf einer Länge von rund 300 Kilometern im Alpenbogen verteilen sich heute noch rund 150 Walsersiedlungen. Überquert man heutzutage den Alpenkamm, so gastiert man unweigerlich immer wieder in diesen uralten, schmucken Bergdörfern der Walser Vorfahren. (RED)



MIS HÜS UN MIS HÄRTZ - DER LANGE WEG EINES KURZEN GEDICHTS

«Über alli Grenzä», so der Titel der vor 25 Jahren erschienenen Anthologie mit Walser Dialekttexten. «Über alli Grenzä» ist kürzlich ein Gedicht gereist: Von Spanien 1500 km übers Mittelmeer nach Süditalien, von dort 1000 km über die Alpen nach Zürich und dann wieder nach Italien, nach Zumstäg ins Pomattertal. Geschrieben hat es der im vergangenen November in Madrid verstorbene spanische Dichter Marcos Ana, der unter der Franco-Diktatur aus politischen Gründen von 1939 an während 23 Jahren im Gefängnis von Burgos sass. Dort verfasste er u. a. den Text «Mi casa y mi corazón», dem er den Untertitel «Ein Traum von Freiheit» gab. Am 4. September 2017 erschien dieses Gedicht im Feuilleton der

«Neuen Zürcher Zeitung» in einer deutschsprachigen Version. Diese stammt von Christoph Ferber, einem der bedeutendsten Schweizer Übersetzer, der auf der kleinen Äolischen Insel Alicudi im Süden Italiens lebt.

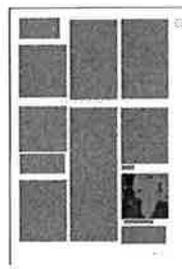
Mein Haus und mein Herz

Wenn je ich ins Leben trete,
 wird mein Haus keine Schlüssel haben:
 immer offen fürs Meer, für die Luft und die Sonne.
 Dass die Nacht und der Tag es betrete,
 der blaue Regen, der Abend, und die Dämmerung,
 rot wie das Brot, und der Mond, den ich liebe.
 Dass die Freundschaft den Schritt über die Schwelle wage,
 der Vogel den Flug und die Liebe die Lippen. Alle.
 Mein Haus und mein Herz nie geschlossen,
 für alle:
 für die Vögel, die Freunde, für die Luft und die Sonne.

Da mich das Gedicht von Marcos Ana sehr berührte, schickte ich es Anna Maria Bacher, der Walser Lyrikerin aus der Val Formazza. Sie war von diesem Text derart beeindruckt, dass sie ihn gleich in ihren leider vom Aussterben bedrohten Pomatter Dialekt übertrug:

Mis Hüs un mis Härtz
 Wen i äs Tagsch mascht cha läbä,
 khei Schlusul het de mis Hüs:
 fëri offänds, wë z Mer, t Luft, un t Sunna.
 Dass Tag un Nacht ënner chomä,
 un der blaw Rägä, der Abä, fam Morgä
 t Roti wë z Brot, un der Manä wa ni gärahä.
 Das t Frintschaft nit der Trëtt üfhaltä uf der Tërseil,
 nit t Schwalma der Flug, nit t Lëbi t Läschpä.
 Nëmä.
 Mis Hüs un mis Härtz sigi niä pschlossni:
 das Foglä, Kschpanä, un Sunna un Luft ënni
 kchomä.

Kurt Wanner



«TIITSCH» – EINE NEUE CD MIT VERTONTEN GEDICHTEN VON ANNA MARIA BACHER

Im Jahr 1986 feiert man in Graubünden ein historisches Jubiläum: 700 Jahre Walser im Rheinwald. Im Rahmen der kulturellen Veranstaltungen zum Gedenken an die erste Ansiedlung von Wallisern/Walsern findet in Hinterrhein ein Fest mit Vertretern der Ursprungs- und Nachbarregionen statt. Als Vertreterin des Pomattertals/Val Formazza (I) – nimmt eine schüchterne junge Frau teil. Auf ein paar losen Blättern hat sie kurze, lakonische und sehr persönliche Gedichte in ihrem schon fast verklungenen «Tiitsch» notiert, die sie etwas verlegen vorträgt. Kurt Wanner, Lehrer in Splügen und Mitorganisationsator des Jubiläums, ist fasziniert vom Klang und von der Tiefe dieser kleinen Preziosen; er wird zum Förderer und Übersetzer der Lyrikerin. Inzwischen sind aus dieser Zusammenarbeit sieben zweisprachige Bücher mit Gedichten von Anna Maria Bacher erschienen. Ihr Weg

als Lyrikerin führt sie 2006 ans Lucerne Festival und 2011 an die Solothurner Literaturtage. Schweizer Komponisten der Gegenwart wie Thüring Bräm, Martin Derungs oder Ulrich Gasser vertonen ihre Gedichte. Eine kleine, aber feine Zusammenstellung dieser musikalischen Umsetzungen ist nun auf CD erhältlich.

Geboren wurde Anna Maria Bacher 1947 in Gurfulu (Grovella). Zu Hause in der Familie Bacher sprach man das «Pumatter-Tiitsch» und Anna Maria wurde als Kind noch in ihrer Mundart sozialisiert. Mit ihrem Mann Luigi und einigen Leuten in der Gemeinde spricht sie heute noch in ihrer Muttersprache; Hochdeutsch hat sie hingegen nie gelernt. Zweisprachig – «tiitsch» und italienisch – entstehen gleichrangig ihre Gedichte.

Anna Maria Bachers Lyrik ist modern. Manche ihrer Gedichte sind ein melancholischer Abgesang auf das Verschwinden der Sprache, der Seele des Tales. Das Tal leidet, das kollektive Erinnern stirbt ab, seine bäuerliche Welt, die einst mit den Nachbarn im Wallis und im Tessiner Dorf Bosco/Gurin eng verbunden war, ist nahezu verschwunden. Die nationalen Grenzen haben der Sprachkultur im Pomatt den Atem abgeschnitten.

Es war indessen nie ihre Absicht, mit ihrer Lyrik den lokalen Kulturwandel zu beklagen oder Kritik zu üben. In einer Zeit schicksalhafter Veränderungen ist ihr der sensible Blick auf individuelle menschliche Erfahrungen und Empfindungen von universaler Bedeutung wichtiger. Sie erweckt mit der Magie ihrer archaischen Sprache Emotionen und schafft Momente, in denen die Zeit stillsteht. Anna Maria Bacher vermag deshalb viele Menschen zu berühren, die ihre Heimat, das Pomatt, nicht kennen und dennoch aus persönlicher Erfahrung in der Lage sind, den Zauber ihrer lyrischen Sprache und ihrer Symbolik unmittelbar zu verstehen oder das

Glück flüchtiger Momente ganz nachzuempfinden.

Anna Maria Bachers sprachliche Kunstwerke laden zur Vertonung ein. Dass sich mehrere Komponisten aus der Schweiz, zu deren mundartlicher Sprachlandschaft auch das urtümliche Pomatterdeutsch gehört, kompositorisch auf ihre Welt eingelassen und die vorliegende CD ermöglicht haben, ist deshalb ein Glücksfall, aber keineswegs ein Zufall.

tiitsch. music on texts by anna maria bacher. 26 tracks. Kammermusikwerke zu Gedichten von Anna Maria Bacher von Thüring Bräm, Martin Derungs und Ulrich Gasser. CD mit Textbooklet, erschienen bei streiffzug.com (SC 1702). Erhältlich im CD-Handel oder beim Sekretariat der Walservereinigung Graubünden.

Georg Jäger



Die Autorin Anna Maria Bacher.

Walservereinigung Graubünden
 Dischmastrasse 73, 7260 Davos Dorf
 Telefon 081 664 14 42, Telefax 081 664 19 42
wvg@walserverein-gr.ch
www.walserverein-gr.ch



Wohndramaturgie auf der Heubühne

Rund 10'000 Bauernbetriebe sind in den letzten zehn Jahren in der Schweiz eingegangen. Deren Ställe mit grosszügigen Heubühnen haben teilweise eine beachtliche Umwandlung zu Wohnhäusern erfahren. Beispielhaft dafür sind Umbauten der Gujan und Pally Architekten der ehemaligen Walser Ställe im Bündner Oberland, aber auch Umbauten der Baukünstler Architekten.

Christian Bernhart (Text und Bilder)



Die Heubühne von Clavau Dulezi in Trun wurde von Gujan + Pally in Verbindung mit den alten Rundhölzern des Strickbaus zum grosszügigen Wohnernis inklusive Galeriegeschoss umgebaut.

Gab es 2015 schweizweit noch 53'253 Landwirtschaftsbetriebe, so schrumpften sie 2016 auf 52'263. In ähnlichem Rhythmus gaben Bauern in den letzten zehn Jahren jährlich 1000 Betriebe auf. War erst das Vieh verkauft, der Boden verpachtet, so wurde alsbald der Stall abgeprotzt, noch besser jedoch für einen neuen Zweck umgebaut. So entstand an vielen Orten neuer Wohnraum ohne zusätzlichen Landverschleiss.

Unten Vieh, oben Heu

Ob angebaut oder freistehend, traditionelle Ställe haben eine nahezu einheitliche funktionelle Einteilung. Ebenerdig ist das Vieh untergebracht, darüber befindet sich die Heubühne. Was die Konstruktion betrifft, so wurden die freistehenden Ställe der bündnerischen Siedlungen vielfach ganz in holzbauweise erstellt, vermögendere Bauern bevorzugten eine Mischbauweise mit zumindest massivem Sockelgeschoss. Die heute für den Umbau genutzten Ställe aus den letzten Jahrhunderten wurden so gebaut, dass im Anbindstall des Sockelgeschosses das Vieh die kalten Wintermonate mehrheitlich hier verbringen konnte. Dabei benötigte das gedrungene robuste Braunvieh im Vergleich zu den heutigen Hochleistungskühen ungleich weniger Platz, so dass mit Bedacht auf den Wärmehaushalt diese Anbindställe eine niedrige Höhe aufweisen. Der Heuboden darüber in Holzkonstruktion war dann vergleichsweise eine grossvolumige Konstruktion, auch um die nötige Durchlüftung zu ermöglichen.

Gestaltungsraum nach oben

Die hier vorgestellten Umbauten basieren alle auf diesem Stallbautypus, wobei in der Ausgestaltung sich die Bündner-Ställe mit dem rudimentären, aber sehr charakterstarken Rundholzstrickbau von dem hier vorgestellten Wohnstallhaus aus dem Seeland in Kerzers stark unterscheiden. Ställe dieser Art sind eine inspirierende Herausforderung sowohl für Architekten wie auch für ihre Bauherren. Während sich das Sockelgeschoss für Dienstleistungen wie Werkstätte, Aufbewahrungsräume, Keller und sanitäre Techniken eignet, öffnet sich nach oben ein oft ungewöhnlich grosszügiger Raum, der zu eigentlichen Wohnlandschaften einlädt. Eine weitere reizvolle Aufgabe ist es, historisch wertvolle Holzkonstruktionen wie Dachstühle zu erhalten und als Ausdrucksmittel in die neue Nutzung zu integrieren. Wie dies unterschiedlich zu interpretieren ist, zeigen die Umbauten des Architekturdios Gujan + Pally sehr eindrücklich.

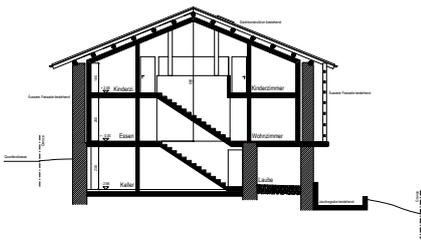
Raumreduktion zur Behaglichkeit

Den Auftrag für den ersten Umbau des Clavau Dulezi in Trun, erhielten Gujan + Pally von Eva Cavelti, einer Kollegin von Marlene Gujan während der Ausbildungszeit zur Hochbauzeichnerin in Chur. Das Resultat des Umbaus war offensichtlich so überzeugend, dass bald darauf weitere Aufträge folgten.

Clavau Dulezi – Clavau ist Romantsch und steht für Stall – verlockte in seiner beachtlichen Grösse zwar einem spektakulären, vielseitigen Umbau in ein Einfamilienhaus. ▶

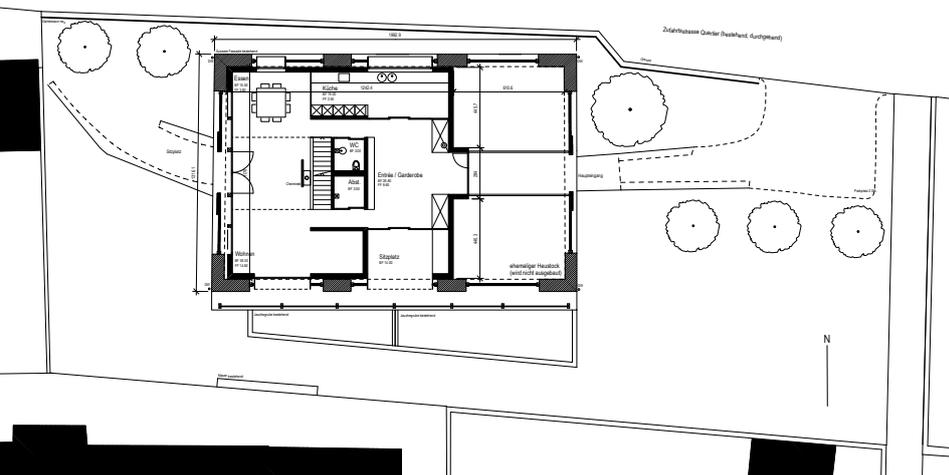


Im voluminösen, 25 Meter langen Stall Dulezi, hat es im Obergeschoss auch Platz für ein grosszügiges Badezimmer unter dem First und vier seitlichen Schlafzimmern (rechts).



Schnitt A - A

Schnitt und Erdgeschoss von Clavau Dulezi: Das UG, der ehemalige Viehstall, beherbergt Werkstatt und Büro. Erster Teil des EG blieb unverbaut, zweiter Teil mit Küche und Loggia, dritter Teil mit Wohn- und Esszimmer.



- Zugleich war es auch ein heikles Unterfangen, damit der rund 25 Meter lange und 12 Meter breite wie hohe Stall mit dem voluminösen Heuboden nicht in einen halligen Loft mutierte. Die Devise des Architekturduos, möglichst viel alte Substanz zu erhalten und tragende Elemente nicht zu erneuern, legte es nahe, die bestehende Dreiteilung des Längsbaus zu erhalten. Dieser wird durch Stützmauern bis zum Satteldach in drei gleichmässige Abschnitte geteilt, deren Strickholzwände der Heubühne bergseitig mit vertikalen, talseitig mit horizontalen Holzverschalungen ausgekleidet sind. Die Dreiteilung ermöglichte es den Architekten, dem Haus eine effektvolle Wohndramaturgie zukommen zu lassen. Der Zugang erfolgt im Osten über die ehemalige Auffahrt zur Heubühne, dessen erstes Drittel mit dem noch tragenden Holzboden erhalten wurde und nun als Parkraum für Zweiräder dient. Der eigentliche Eintritt ins Haus erfolgt im zweiten Drittel, der zunächst in ein grosszügiges Entree mündet, ohne Einblick in

«Wir wollen den Charakter der Region lesen und einbauen, das ist fern von Heimatschick.»

Marlene Gujan, Gujan + Pally Architekten

den Wohnraum zu gestalten, wohin man durch zwei schmale Korridore gelangt. Dazwischen sind Stauraum und sanitäre Anlagen untergebracht. Das Entree überbrückt links durch eine geräumige seitliche Loggia. Nach den Korridordurchgängen öffnet sich dann der über zwei Etagen und bis zur Dachfirst hohe Wohn- und Essraum, der nach Westen zum Tor offen, seitlich und hinten durch ein Galeriegeschoss eingegrenzt ist.

Familienleben inszeniert

Das Resultat dieser Anordnung erweckt gleichzeitig das Gefühl von Grosszügigkeit und heimeliger Raumgestaltung, insbesondere in der Wohnzimmer- und Esszimmernische. Der hohe Raum in der Mitte mit dem Blick auf die Galerie ist gleichsam das Zentrum ihrer Bewohner. Je zu beiden Seiten befinden sich im Obergeschoss die vier Schlafzimmer mit Dachschräge für

Kinder- und Elternschlafzimmer, mittig das komfortable Badezimmer. Diese Inszenierung des Wohnens mit der seitlich der Esszimmernische anschliessenden Küche betont das Zusammenleben einer Familie, deren Mitglieder sich zwar zurückziehen können, aber jederzeit auf Rufweite erreichbar sind.

Die Ausstrahlung, die noch 17 Jahre nach der Erstellung anhält, ist auch der integrierten Scheunenstruktur zuzuschreiben. Die Rundhölzer in Strickbauweise und die Verschalungen mit Aussparungen blieben als Aussenhaut inklusive den sie einkleidenden Stützmauern erhalten. «Wir mussten die tragende Struktur nicht neu machen», führt Marlene Gujan aus. «Das ganze Haus steht auf den Bruchsteinmauern des Stalls, dessen Bodenplatten durch neue ersetzt wurden.» Der Umbau bestand im Prinzip darin, ein gut gedämmtes Haus mit geringem Abstand zur Aussenhülle in

die Heubühne zu setzen. Prägend für das besondere Cachet im Wohn- und Schlafbereich ist dabei der Blick nach aussen durch die intakte Holzkonstruktion, mit den auf der Talseite erhaltenen Histen-Holzstäben, über die weiland das Korn zum Trocknen gelegt wurde.

Ziergürtel für Kleinstall

Es war der kleinste Stall in Cavorgia, dem kleinsten Weiler von Tujetsch (Sedrun), der heute noch ein paar Dutzend Bewohner zählt. Zwar im traditionellen robusten Rundholz-Strickbau erstellt, konnte er den Windböen von 268 km/h des Orkans Vivian vom 27. Februar 1990 nicht standhalten. Das Dach wurde abgedeckt, die Wände flachgelegt. Der Wiederaufbau mit konventionellen Bretterverschlag nahm ihm den typischen reizvollen Charakter des Strickbaus und war bald als Stall auch nicht mehr zu gebrauchen. Von der Grösse jedoch ideal, um in ein Wochenendhaus umgebaut zu werden, als Naherholungsort vom hektischen Alltag. In diesem Sinne kaufte es Claudia Vögtli-Schmid, die mit ihrem Mann seit Jahrzehnten das Jugendhotel Alpina in Sedrun führt. Naheliegender war es für die Planung Gujan + Pally zu gewinnen, denn Conrad Pally wohnte nicht unweit eingangs des Lukmanierpasses in Curaglia, wo das Architekturdüo bereits verschiedene Häuser, darunter einen Hotelumbau, erstellt hatte. ▶



Umgebauter Kleinstall in Cavorgia, mit lokalen Mustern verzierte Holzbeplankung, Muster, die im Anbau für das Treppenhaus in der Betonfassade übernommen wurden.



- Den Charakter, den der Stall nach dem Sturm verloren hatte, gaben ihm die Gujan + Pally in einer Neuinterpretation mit lokalen Verzierungs-elementen wieder zurück. Und fügten ein neues Element in massivem Beton hinzu, weil das Treppenhaus in die umgebaute Heubühne aus Brandschutzgründen massiv zu bauen war. Die überzeugend verwirklichte Idee war, das als Wohnraum umgebaute Obergeschoss mit einer speziellen mit Aussparungen verzierten vertikalen Holzbeplankung zu versehen, eine Verzierung, die als Muster auch die Betonaussenwand des Treppenhauses schmückt. Conrad Pally dazu: «Es sind Verzierungen, die in ähnlicher Form vielerorts an den Bündner Holzhäusern zu finden sind.»

Der Stall behielt so seinen kleinräumigen Charakter, hebt sich nun aber stolz mit der Verzierung hervor, gleichsam stolz betonend, nun ein Wohnhaus zu sein. Darin hat es Platz für einen stattlichen Wohn- und Essraum sowie Küche und seitlich des Wohnraums angeschlossenes Schlafzimmer. «Bis jetzt haben wir uns hierhin oft nur am Wochenende zurückgezogen, bald aber werden wir für immer hier wohnen.» Spätestens dann, wenn sie den Hotelbetrieb in

Stallumbauten

Innerhalb und ausserhalb der Bauzone

Doch nicht überall sind solche Umbauten gestattet. In den Walser-Siedlungen des Bündner Oberlands sind meistens die Ställe ein integraler Bestandteil der Streusiedlungen, gehören also zur dörflichen Kernzone. Dazu zählen die hier vorgestellten Umbauten durch das Architekturduo Gujan und Pally. Auch der ehemalige Bauernbetrieb in Kerzers, dessen Umbau die Baukünstler Architekten, namentlich Roland Hüsser und Stefan Schmid, projektierten, steht in der heutigen Wohnzone.

Für Ställe oder Ökonomiegebäude ausserhalb der Bauzone bestehen strenge Richtlinien mit Ausnahmegewilligungen, die der Kanton in seinem Ermessen erteilen kann. Dies gemäss Artikel 24c des Raumplanungsgesetzes (RPG), über dessen Handhabung der Bund ein wachsames Auge hält und sich jüngst die Berner Regierung wegen zu grosszügig erteilten Bewilligungen vorgeknöpft hat. Prinzipiell darf gemäss Art. 24c der bestehende Bau nur «teilweise geändert, massiv erweitert oder wiederaufgebaut werden».

Indes ist das RPG nicht in Stein gemeisselt. Zum einen ist die Vernehmlassung zu dessen Revision Ende August 2017 abgelaufen und es sind in diesem Zusammenhang verschiedene Vorstösse in den eidgenössischen Räten hängig.

neue Hände gegeben haben. Besonders ist der für die Gegend typische Specksteinofen im Wohnraum. Die sichtbaren Holzbalken des Dachstuhls, der Dachkonstruktion und des Riemenbodens, die hellen Wände sowie das Oberlicht tragen viel zum gemütlichen Cachet bei.

Stall der Kindheit als neuer Wohnsitz

Ähnlich wie Cavorgia, aber noch etwas kleiner, ist der Weiler Baselgia, den man auf dem Weg von Disentis über den Lukmanier kurz nach Curaglia verpasst, weil Baselgia etwas versteckt talwärts Richtung jungen Vorderrhein liegt. In Baselgia hat Michel Pfeiffer glückliche Kinderjahre verbracht.

Als Fotohistoriker und Informationswissenschaftler in Chur und Krems tätig, zog es ihn jedoch immer wieder an den glücklichen Ort zurück, wo er einen Stall mit noch soliden Grundmauern und Holzbalken, aber aus den Fugen gerateten Dachstock erwarb. Der erste Eindruck im Innern des 2002 durch Gujan + Pally, teils unter Mitwirkung des Bauherrn, erstellten Umbaus ist eine simultane Reise durch verschiedene Zeitzonen: ehemalige Valser Heubewirtschaftung, kunsthandwerkliche Fertigkeit, Kulturgeschichtsverständnis plus moderne funktionale Technik. Die Prägung im Wohnbereich der Heubühne geben die massiven Rundbalken, welche den Raum in drei Abschnitte unterteilen. «Praktisch damals für eine Aufteilung unter den Erben», erklärt Pfeiffer, der den historischen Hintergründen nachgegangen war. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, diese Balkenlage zu verändern. Sein Credo: «An einem solchen Ort zu leben, der Geschichte und Leben abbildet, ist bereichernd und sinnvoll.» Nach den Balken ausgerichtet liegen Esszimmer und Küche auf der Südseite, dahinter Wohnnische und ein Schlafzimmer, darüber eine Galerie als Stau- und Liegeraum, im Nordabschluss eine Bibliothek. Ausser dem in sich geschlossenen Schlafzimmer, unterteilen lediglich die Balken die drei Nutzungsflächen und lassen so die Heubühne grösser erscheinen als sie in der Tat ist.

Dieser Umbau widerspiegelt fast schon ganz das Credo von Gujan + Pally, deren Arbeiten zu 80% Umbauten sind, nach der Devise, die Marlene Gujan auch für Neubauten aufstellt: «Wir wollen den Charakter der Region lesen und einbauen, das ist fern von Heimatschick.»

Verstecktes Vorbild

Im unscheinbaren 1826 erstellten Wohnstallhaus in Kerzers wohnten Eveline und ►





Das Podest mit den Histen zur Getreidetrocknung im Valsler Stall von Baselgia dient nun als kleiner Balkon vor dem Esszimmer,...



... das durch die markante Unterteilung mit Rundbalken auf der Heubühne nach hinten abgegrenzt ist von ...



... der Wohnzimmernische mit Specksteinofen. Zuhinterst die Holzabgrenzung zur Bibliothek.



Peter Schürch, Professor für Architektur und Entwurf zu Umbauten

Tragende Ideen als Voraussetzung

Ob ein Umbau gelingt, hängt davon ab, ob Planer ihre Hausaufgaben der Analyse mit Zielsetzung und Variantenstudien erstellt haben. Dies steht in den Richtlinien fürs nachhaltige Weiterbauen von Peter Schürch. Die tragende Idee dazu ist aber ebenfalls eine Voraussetzung.

Die drei wichtigsten Punkte beim Weiterbauen sind: die Analyse mit der daraus abgeleiteten Zielsetzung, worauf Variantenstudien erstellt und dann ein Entscheid gemäss nachhaltigen Kriterien zu fällen sind*.

Wo haperts am meisten bei der Umsetzung?

Peter Schürch: Wurden diese Punkte qualitativ bearbeitet, sind die Chancen intakt. Architektin oder Planer, die den Bestand, ob geschützt oder nicht, wertschätzt. Wenn es dazu gelingt, eine tragende Idee zu entwickeln, der Gestaltung, Materialisierung und dem Aussenraum angemessen Rechnung zu tragen, dann haperts eigentlich nirgends.

Wie ratsam ist es, bei historischen Bauten die Denkmalpflege möglichst rasch im Boot zu haben, und wie wichtig ist es, dass der Denkmalpfleger einige seiner Ideen auch verwirklicht sieht, ansonsten er sich nicht wertgeschätzt fühlt?

Meine Erfahrungen: Die Denkmalpflege soll nach ersten eigenen Überlegungen, einer schlüssigen Konzeptidee, einer ersten Projektskizze kontaktiert werden. So ist die nötige Substanz auf Planerseite da, um ein Fachgespräch mit der Behörde zu führen, Positionen anschaulich zu machen und Spielräume auszuloten.

Welchen Wert haben Erneuerungen in Etappen und was sind die Voraussetzungen dazu?

Die Voraussetzung ist ein stimmiges Gesamtkonzept, welches über ein paar Jahre hinweg folgerichtig umgesetzt werden kann. Die Vorteile sind meist finanzieller Natur, da über mehrere Jahre relevante Steuerabzüge vorgenommen werden dürfen. Der Auftraggeber kann zudem mit bescheidenen Mitteln erste Sanierungsmassnahmen realisieren und das Tempo der Umsetzung projektbezogen bestimmen. /chr.

*Peter Schürch/Dieter Schnell: Erneuerung Nachhaltiges Weiterbauen, 211, Faktor Verlag.
www.energiewissen.ch



**Schlammfarbe
Schwedenrot**
Zum Schutz
und zur Gestal-
tung von Holz-
fassaden

- keine Filmbildung
- leichte Anwendung
- diffusionsoffen
- kurze Trocknungszeit
- lösungsmittelfrei
- lichtecht, leuchtende Farbtöne
- Schichtabbau statt Abblättern

Bezugsquelle:

Thymos AG
Militärstrasse 34a
CH-3014 Bern
Tel 031 335 60 60
Fax 031 335 60 65

Thymos AG
Gleis 1
CH-5600 Lenzburg
Tel 062 892 44 44
Fax 062 892 44 65

Thymos AG
Rümikerstrasse 44
CH-8409 Winterthur
Tel 052 243 08 08
Fax 052 243 09 09

www.thymos.ch
info@thymos.ch

thymos
natürlich farbig

Unter dem tiefen Satteldach des Heubodens in Kerzers haben die Baukünstler eine lichte Wohn-oase mit zentralem Cheminée (rechts) geschaffen. Die Galerie im Obergeschoss (unten) mit Büronische und Schlafzimmern gibt den Blick nach unten in die Küche frei.



- Daniel Krähenbühl bis 2011 im niedrigen dunklen Erdgeschoss strassenseitig, zur Vorderen Gasse hin, just neben dem Eingang zur gleichnamigen Bäckerei. Also einen Katzensprung entfernt für Bäcker Krähenbühl, um morgens um 2 Uhr in der Backstube zu stehen.

Doch nach dem Umbau durch die Baukünstler aus Lenzburg, durch die Baubiologen Roland Hüsser und Stefan Schmid, befindet sich ihr Eingang hinten und eröffnet den Blick zu einem Wohnerlebnis auf der Heubühne von 200 m² plus der rechtwinklig angeschlossenen Heubühne mit nochmals 50 m² Fläche. Bäcker Krähenbühl erinnert sich, wie hier weiland das Heu vom Tenn her hinaufgezogen wurde. Den Baukünstlern vertrauten Krähenbühls die Umgestaltung an, nachdem sie deren Umbau des Horenhofs im aargauischen Küttingen in einer Zeitschrift gesehen hatten. «Wir waren beeindruckt von der Raumgestal-

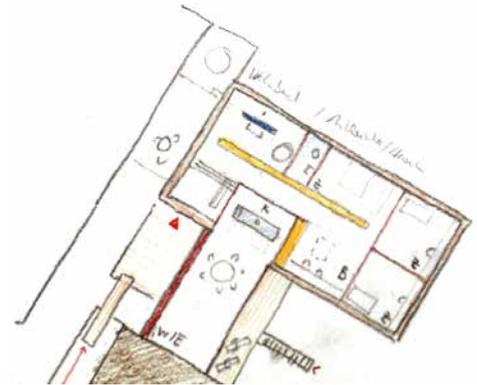
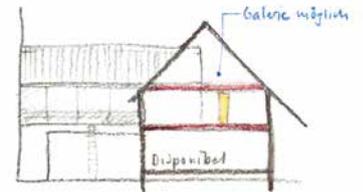


Nach dem ersten Besuch in Kerzers fertigte Baukünstler-Architekt Roland Hüsser aus dem Kopf die ersten Skizzen für den Umbau



Raffiniertes Badezimmer, hinter dessen Wand sich die Dusche befindet.

- Ausgang als Wohnzimmer, jedoch etwas schematischer
- grosse Abwicklung (energetisch und finanziell ungünstig)
- Erdgeschoss Anprobier
- Zugang über Hof



tion und der Symbiose zwischen neu und alt», erinnert sich Eveline Krähenbühl. Von Baubiologie hatten sie damals keine Ahnung. Wirklich verblüfft waren sie aber, als Hüsser nach der ersten Besichtigung ihnen ein ganzes Skizzenbuch mit möglichen Umbauvarianten lieferte. «Die grösste Herausforderung war, in die Heubühne unter dem steilen Satteldach genügend Licht hineinzubringen», sagt Hüsser. Denn die strassenseitig gelegene Heubühne befindet sich über drei Geschosshöhen ganz im Dachbereich. Überzeugend gelang die Lichtführung, indem die rechtwinklig gelegene Heubühne als Esszimmer und Küche genutzt und in beiden Flanken mit grosszügigen Fenstern, respektive Schiebetüren bestückt wurden. Markantes mittiges Verbindungsteil zur strassenseitigen Heubühne ist eine imposante Cheminée-Skulptur, dessen Aufbau über der Feuerstelle im kräftigen Rot gehalten ist und schon einen

Teil des Wohnbereichs ausmacht, dahinter befinden sich Kinderzimmer, Ankleide, linksseitig ein raffinierter Wellnessbereich mit Sauna und Badewanne, in deren Trennwand zum Wohnbereich ein Aquarium integriert ist. Rechts führt die Treppe in die Galerie mit Spielzimmer, offenem Bürobereich und Elternschlafzimmer unter Dachschräge. Bauherr Krähenbühl hatte auch die Bauleitung inne mit wöchentlichem Besuch des Architekten und Anleitungen auf elektronischem Weg. Heute schwärmen Krähenbühls vom baubiologischen Sumpfkalkschlämmputz und genialen Einzellösungen mit Schränken, Nischen und Einbau des Aquariums.

Hüsser war sich bewusst, dass nicht alle ihrer baubiologischen Ideen ihren Niederschlag finden würden, auf den marokkanischen Kalkverputz Tadelak wurde verzichtet, den Küchenausbau nahmen Krähenbühls selbstständig vor. Doch was

zählt und beeindruckt ist wie der gestalterische Sinn für Wohndramaturgie, respektive der Sinn für Aufteilung der Räume in Szene gesetzt wurde. Baukünstler, wofür der aus dem ersten Eindruck gezeichnete Skizzenschatz spricht, ist keine abwegige Bezeichnung. Hüsser und Schmid beim Erstellen und Diskutieren von Modellen, so stellen sie sich auf ihrer Webseite vor. Das Modell hat auch für Marlene Gjuan seine unschätzbare Bedeutung: «Man sieht viel mehr an einem Modell als an einer Visualisierung, und man sieht auch besser, was funktioniert und stimmt.» Entstanden sind auf diese Weise Umbauten, die Spannung zeigen und dennoch beispielhaft harmonisch wirken.

Christian Bernhart

Gujan + Pally : www.gujanpally.ch/
 Roland Hüsser + Stefan Schmid :
 ➔ www.baukuenstler.ch



Wie die Walser ihre eigene Pfarrei bekamen

Jubiläum Als vor 250 Jahren die Pfarrei Triesenberg gegründet wurde, war dies ein grosser Schritt für die Walser in Liechtenstein. Aus diesem Anlass präsentieren Gemeinde und Pfarrei eine Jubiläumsschrift, welche die Geschichte der Kirche in Triesenberg aufzeigt.



Grosser Abschiedsgottesdienst in der Wenzelkirche.



Manuela Schädler
mschaedler@medienhaus.li

Lange Zeit mussten die eingewanderten Walser von Triesenberg einen langen und beschwerlichen, ja sogar lebensgefährlichen Fussweg nach Schaan oder Triesen auf sich nehmen, um die heiligen Sakramente empfangen zu können. Als 1768 die erste Pfarrei gegründet wurde und Triesenberg einen eigenen Pfarrer bekam, war dies ein wichtiges Ereignis für die rund 500 Einwohner der Berggemeinde. Pfarrer Stephan Wohlwend war für die Seelsorge der Walser zuständig. Ein Jahr später wurde die erste Pfarrkirche in Triesenberg eingeweiht. Die Wenzelkirche hatte etwa 300 Sitzplätze und wurde dem heiligen Josef geweiht. Das religiöse Leben änderte sich grundlegend. Ein Geschichtspunkt, der sich in diesem Jahr zum 250. Mal jährt und gefeiert werden soll. Zum Auftakt des Jubiläumsjahres wird am Freitag die Jubiläumsbroschüre präsentiert.

Debatte um Standort der ersten Kirche

«Zum wichtigen Kulturgut unserer Gemeinde zählen auch die drei Bergkapellen Masescha, Steg und Malbun sowie die Pfarrkirche mit ihrem markanten Zwiebelturm. Dank wegweisender Entscheidungen der damaligen Gemeindevertreter wurde die erste Kirche vor 250 Jahren im heutigen Dorfzentrum auf Üenaboda gebaut», schreibt Vorsteher Christoph Beck in seinem Grusswort. Denn wie Leander Schädler, Leiter des Walsmuseums, in seinem Beitrag schreibt, entbrannte eine Diskussion um den Standort der Pfarrkirche. Zur Debatte standen Haberacher-Steinord und Üena-

boda. Der damalige Ortsrichter (Vorsteher) Johannes Danner wurde als Förderer der neuen Pfarrkirche bezeichnet und galt als weitsichtige und auf das Allgemeinwohl bedachte Persönlichkeit. Danner wohnte in der Lavadina und hätte ins Steinord den kürzeren Weg gehabt. Trotzdem entschied er sich für Üenaboda, was aus heutiger Sicht die richtige Entscheidung war.

Weiters beschreibt Leander Schädler, wie Fürst Joseph Wenzel eine Gründung der Pfarrei und den Bau einer Kirche begrüsst und auch 7000 Gulden zum Unterhalt des jeweiligen Pfarrers stiftete. Am 25. Juli 1767 war Grundsteinlegung der ersten Kirche in Triesenberg und gegen Ende des Jahres 1768 erfolgte die Lösung der Pfarrei Triesenberg von Triesen und Schaan. Ausführlich beschreibt Leander Schädler die Geschichte rund um die Entstehung der Pfarrei, wie die Walser nach Triesenberg kamen und wie sie die Religion lebten.

Schwieriger Start für Neubau der Kirche

Der ehemalige Leiter des Walsermuseums, Josef Eberle, beleuchtet in seinem Beitrag den Neubau der Pfarrkirche St. Josef. «Dass die heutige Pfarrkirche mit ihrem Mauerwerk aus heimischem Buntsandstein und dem Zwiebelturm so markant das Bild des Dorfzentrums prägen kann, ist keineswegs selbstverständlich», schreibt er in der Einleitung.

Der Weg von der ersten Erwägung eines Neubaus bis zu ihrer Einweihung im Weltkriegsjahr 1940 war mit holprigen Steinen gepflastert. Die erste Kirche tat

170 Jahre lang ihren Dienst. Doch die Gemeinde wuchs und die Kirche wurde zu klein. Auch war sie baufällig. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts wurde ein Neubau erwogen – fand jedoch in der Bevölkerung keinen Rückhalt.

Manches Bauproblem musste gelöst werden

Erst unter Pfarrer Franz von Reding wurde der Kirchenbau wieder zum grossen Thema. Der Pfarrer veranstaltete Sammlungen und brachte es auf einen Kirchenbaufonds von 13 000 Kronen. Im Oktober 1913 fiel das Kirchenbauprojekt einer Volksabstimmung zum Opfer. Die Bevölkerung entschied sich für einen Bau eines Armenhauses. Durch die Inflation im ersten Weltkrieg ging eine Menge Geld verloren und das Kirchenbauprojekt war in weite Ferne gerückt. Pfarrer Ludwig Jenal setzte sich mit eisernem Durchhaltevermögen weiter für eine neue Kirche ein und legte einen Kirchenbaufonds an. Subventionen und Spendengelder konnten gesammelt werden. 1937 entschied der Gemeinderat in Anbetracht der Finanzlage und der herrschenden Arbeitslosigkeit im Frühjahr mit dem Bau der Kirche zu beginnen.

Wie Josef Eberle schreibt, musste manches Bauproblem gelöst werden. Die Bausumme betrug 275 840 Franken.

Krankendienst und Jugendarbeit

Neben der Pfarrkirche wird in der Jubiläumsbroschüre auch die Geschichte der drei Bergkapellen beleuchtet, welche Kulturdenkmäler im Berggebiet sind



und wo jede Woche Gottesdienste abgehalten werden. Natürlich kommt auch Pfarrer Georg Hirsch in der Broschüre zu Wort. Er schreibt über den Wandel in der Seelsorge, über neue Herausforderungen und Altbewährtes. «Der Dienst an den Menschen ist in der Moderne facettenreicher geworden. Es gilt Altes und Neues zu verbinden», schreibt er. In jeder christlichen Gemeinde gäbe es Schwerpunkte, gewachsen aus den Bedürfnissen und Neigungen vor Ort. «Müsste man daher in unseren Tagen drei solche Schwerpunkte für das Pfarrleben in Triesenberg nennen, wären dies wohl: Krankendienst, Jugendarbeit und Wallfahrtswesen.»

Von Schülermessen und Posaunenspiel

Neben Beiträgen sind auch Interviews in der Jubiläumsbroschüre zu finden. So erzählen beispiels-

weise Vorsteher Christoph Beck und Alt-Vorsteher Alfons Schädel über tägliche Schülermessen, Posaunenspiel und Ausflüge nach Lugano. Sie berichten über die Zusammenarbeit mit der Pfarrei und über ihr Verhältnis zur Kirche. Auch kommen die Menschen vor und hinter den Kulissen zu Wort: Kaplan, Mesmer, Pfarreirätin, Ministranten und Organist werden vorgestellt. Gespickt mit vielen Bildern aus der Vergangenheit und von der heutigen Zeit ist die Jubiläumsbroschüre ein gelungener Auftakt für das Jubiläumsjahr der Pfarrei Triesenberg.

Präsentation Jubiläumsbroschüre

Heute, Freitag, 2. März, findet im Theodulsaal, Landstrasse 2, in Triesenberg um 19 Uhr die Präsentation der Jubiläumsbroschüre und des Jahresprogramms «250 Jahre Pfarrei Triesenberg» statt.

«ICH

KANN

JA

MEINEN

WURZELN

NICHT

ENTFLIEHEN»

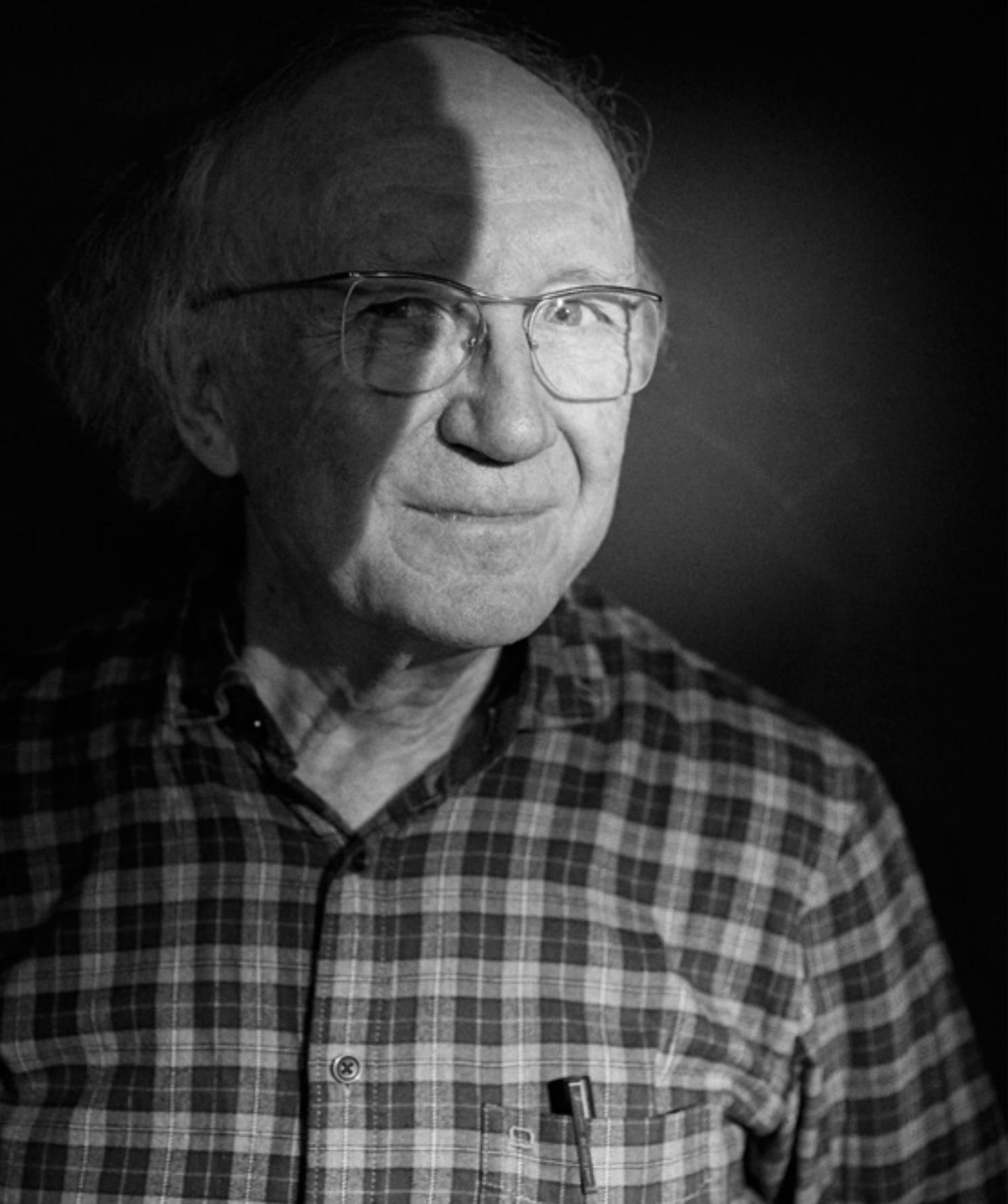
INTERVIEW
 PETER RÉVAI
 BILDER
 CYRILL MATTER

Heinz Holliger ist der einzige weltweit bekannte Schweizer Musiker. Seit ich weiss, dass es Musik gibt, reist er um die Welt, um Konzerte mit den berühmtesten Orchestern und den grössten Musikern zu geben. Unter den Oboisten ist er der unangefochtene Star. Daneben komponiert, dirigiert, doziert und forscht er, zudem gestaltet er Konzertprogramme und vergibt Kompositionsaufträge. Seit im 9. Jahrhundert Notker der Stammler im Kloster St. Gallen seine gregorianischen Halleluja-Melismen erfand, gab es wahrscheinlich keinen innovativeren Schweizer Komponisten. Ist er auch

der beste? Musikkollegen stimmen zumindest darin überein, dass es kaum einen anderen gebe, der besser hören kann. Ein grösseres Lob für einen Musiker gibt es kaum. Allerdings sei das gerade auch die Schwäche des hochtalentierten Interpreten und Dirigenten, denn die Zusammenarbeit erweist sich nicht immer als reibungsfrei. Holliger neige zur Ungeduld. Statt zu diskutieren, sei es aber besser, die Klappe zu halten, denn interessanterweise habe er immer recht, meint ein Musiker, der schon lange mit ihm zusammenarbeitet.

Für Heinz Holliger ist Musik eine physische Notwendigkeit. Sie ist existenziell. Er betreibt sie wie ein Musiker des 18. und 19. Jahrhunderts. Nun hat er mit «Lunea» seine sechste Oper geschrieben, das Libretto stammt vom Dramatiker Klaus Händl. Das Werk wird am Opernhaus Zürich unter dem Dirigat des Komponisten mit Opernstars wie dem Bariton Christian Gerhaher und der Sopranistin Juliane Banse uraufgeführt, Regie führt der Hausherr, Andreas Homoki. Die Aufführung gilt schon jetzt als das Musikereignis des Jahres. Unsere

Komponist, Oboist und Dirigent von Weltrang: Heinz Holliger, 78,
über gute und schlechte Musik, die Verbiederung der Schweiz und seine Oper
«Lunea», die am Sonntag uraufgeführt wird.



Alles begann mit Radio Beromünster: Heinz Holliger, der bedeutendste Komponist der Schweiz.

Gespräche über Kunst, das Komponieren und die Oper schlossen sich an mehrstündige Orchesterproben an. Der bald Achtzigjährige glühte so vor Energie, dass die Vermutung naheliegt, Gesundheit und Langlebigkeit seien dem Musizieren geschuldet. Nach den Interviews machte der geübte Wanderer sich in Windjacke und mit Rucksack schnellen Schritts von dannen.

Schon mit Anfang zwanzig hatten Sie als Oboist einen grossen Namen. Wie sind Sie zu dem Instrument gekommen?

Das erzähle ich besonders gern, gerade so kurz vor der No-Billag-Abstimmung: Sehr wichtig in meiner Kindheit war der Radiosender Beromünster. In der Enge der Nachkriegszeit verschaffte er Überblick über vieles, zu dem ich keinen direkten Zugang hatte. So hörte ich über den Äther nicht nur erstmals den Klang einer Oboe. Das Radio bot mir auch erste Hörerlebnisse moderner Werke von Debussy und Bartók sowie der ganzen Klassik. Eine meiner älteren Schwestern brachte mich schliesslich ans Konservatorium Bern zum Oboenunterricht, wo ich nebst der Schule auch Komposition und Klavier lernte. Seit ich zwanzig war, bin ich quasi Berufsmusiker und verdiene als Oboist mein Geld mit Luft.

Wussten Sie schon immer, dass Sie Musiker werden wollten?

Seit ich acht war, als ich anfing, Klavier zu spielen.

Haben Sie Musik je geträumt?

Ich träume immer Musik.

Was ist Musik?

Ich kann die Frage, was Musik ist, nicht beantworten, sondern nur, was Musik *für mich* ist. Sie beginnt dort oder dann, wenn das Wort endet. Musik ist eine Metasprache. Sie kommt dann zum Tragen, wenn Worte als Sinnträger keine Kraft mehr haben, sich verständlich zu machen.

Könnten Sie das bitte erklären?

Diese Metasprache steht in enger Verbindung mit Sprache und Musik. Wir sprechen ja meistens in sehr komplexen Rhythmen. Wenn man sie genau notieren wollte, käme man schnell in die Bredouille, es würde ungeheuer kompliziert und kopflastig, obwohl die Rhythmen aus dem natürlichen Sprachduktus entstehen. Verwendet man sie hingegen musikalisch, hört sich das Ganze viel einfacher an.

Viele Ihrer Stücke basieren auf Gedichten und Literatur.

Wie entdeckten Sie die Lyrik?

Für mich sind Sprache und Musik sehr eng miteinander verbunden. Ich bin in einem sechsköpfigen Haushalt mit einem Arzt als Vater aufgewachsen, wo es eine grosse Bibliothek gab, und habe schon immer viel gelesen. Als ganz junger Gymnasiast machte ich erste lyrische Schritte im Stil Georg Trakls, als Achtzehnjähriger übersetzte ich Rimbauds «Le Bateau ivre», allerdings ziemlich dilettantisch, meilenweit entfernt von der Übersetzungsqualität von Paul Celan. Jedoch lernte ich rasch, meine Versuche nur als Vorstufen von Musikstücken zu betrachten. Ich wusste also, was ich wollte, konnte mich jedoch zu diesem Zeitpunkt musikalisch nicht richtig ausdrücken.

Das haben Sie bei Ihren Kompositionslehrern gelernt. Was genau bei Ihrem ersten, Sándor Veress?

Es war für mich und viele Schweizer Kompositionsstudenten ein Riesenglück, dass er 1949 nach Bern geflüchtet ist und uns die Moderne näherbrachte. Er war vor dem Zweiten Weltkrieg in Budapest als Assistent von Béla Bartók und als Lehrer der Meisterklasse am Liszt-Konservatorium tätig. Zu seinen Studenten gehörten die nachmaligen Avantgardisten György Ligeti und György Kurtág. Von ihm lernte ich eine strenge Kontrapunktik, die zu betreiben mir wie Schach spielen vorkam, und eine äusserst differenzierte Rhythmik. Dazu entwickelte ich ein Gespür für melodische Linien und lernte, was Periodizität, musikalische Deklamation und Formen sind.

Und was beim Komponisten Pierre Boulez?

Alles, was komplementär zu dem war, was Veress unterrichtete: also Harmonik, Farbe und Orchestrierung. Für mich war das ideal, zumal ich mir von ihm nur nahm, was ich brauchen konnte. Boulez, der für seine Rationalität geschätzt wurde und für sein forsches Auftreten berüchtigt war, schrieb einmal über mich, er könne meine Persönlichkeit nicht ändern, respektiere jedoch meine romantische Grundhaltung. So sind wir immer sehr gut miteinander ausgekommen. Während er mit Riesentabellen für seine Strukturen hantierte, beschäftigte ich mich – wie heute – obsessiv mit Palindromen, also mit vorwärts wie rückwärts identisch gelesenen Zeichenketten.

Was meinen Sie eigentlich damit, wenn Sie sagen, dass Sie mit Ihrer Musik immer wieder bis an die Grenzen kommen wollen?

Für mich findet Kunst überhaupt nur an den Grenzen statt. In der Mitte gibt es nichts, was die Kunst interessieren könnte. Selbst heute als konservativ verstandene Komponisten wie Mendelssohn oder Mozart sind immer an ihre Grenzen gegangen. Dafür muss man keine Geige zersägen, sondern einen musikalischen Gedanken konsequent zu Ende denken. Wenn Sie mir einen grossen Komponisten nennen könnten, der nur in der Mitte gegrast hat, dann wäre ich für einen Hinweis sehr dankbar.

Was ist ein musikalischer Gedanke?

Das in Worte zu fassen, ist schwierig. Man kann versuchen zu beschreiben, warum dieses oder jenes Stück überzeugt, kann versuchen, Entsprechungen zu finden, zu vermitteln. Letztlich aber glaube ich, dass Musik unübersetzbar bleibt. Da die Musik hinter dem Wort kommt, ist sie dafür prädestiniert, Geistiges auszudrücken. Ich meine damit nicht Sakrales, sondern das Unterbewusste einer ganzen Kultur, einer ganzen Musikgeschichte.

Was bedeutet für Sie Komponieren?

Ich respektiere und liebe mein Metier und das dazugehörige Handwerk. Aber am Schluss sind 80 Prozent beim Komponieren dem Unterbewussten geschuldet, 20 Prozent sind Handwerk. Auch braucht es eine gute Prise Neugier. Da mich die Geburt und der Tod des Klangs interessieren, versuche ich in jedem neuen Stück, neue Klangwelten zu erforschen.

«Ob etwas gut oder schlecht ist, sei Geschmackssache, sagt man. Ich finde das überhaupt nicht.»

Gibt es Momente des Wahnsinns in Ihrem Leben?

Medizinisch gesehen nicht. Aber wenn ich komponiere, kann ich nicht beschreiben, warum ich etwas getan habe. Es geschieht mir. Wenn ich ein eigenes Stück zum ersten Mal spiele oder höre, bin ich manchmal erschrocken angesichts der Abgründe, die sich auftun.

Wie komponieren Sie?

Wegen meiner ausgedehnten Konzerttätigkeiten nicht regelmässig, dafür ziemlich schnell und dann bis zu fünfzehn Stunden täglich. Allerdings nicht so organisiert wie etwa Strawinsky, der täglich komponierte und sich zum Arbeitsende einen Whiskey gönnte. Ich brauche nur Ruhe und einen Tisch, auf dem ich schreiben kann. Ich muss ein Werk im Kopf haben, ehe ich anfangen kann. Ich hasse leere Seiten und Pausen. Bis vor einigen Jahren ging ich zum Komponieren im Sommer in die Berge, nun bleibe ich zu Hause in Basel.

Für wen schreiben Sie?

Das ist eine schwierige Frage. Höchstens für einen mir nahen Menschen. Aber Musik hat, wenn sie authentisch ist, die Fähigkeit, vielen Menschen etwas zu sagen.

Ist Musik für Sie die höchste Kunst?

Jedenfalls ist es die Kunst, die am freisten ist. Dichter und Maler sind an ein Alphabet, an eine Leinwand gebunden. Die Musik kann all diese verbalen, visuellen, sogar mathematischen Codes einbeziehen und doch ein Klanguniversum bleiben.

Gibt es schlechte Musik?

Ob etwas gut oder schlecht ist, sei Geschmackssache, sagt man. Ich finde das überhaupt nicht. Musik über Musik ist beispielsweise immer schlecht. Auch handwerklich perfekte Musik kann schwach sein, wie man es bei den Stücken von Epigonen grosser Meister leicht hören kann. Sie entwickeln zwar ein perfektes Thema, aber dann ist Schluss. Bei einem wahren Komponisten ist ein Thema nicht die Hauptsache, sondern ein Samenkorn, aus dem alles nachwächst.

Beschäftigen Sie sich mit Pop- oder anderer Unterhaltungsmusik?

Nicht wirklich, obwohl es in der Jugendzeit meiner Tochter einiges gab, was mich faszinierte. Meine Komposition «Cardiophonie» von 1971 zum Beispiel ist bezüglich ihrer besessenen Art nicht weit weg von einem Jimmy Hendrix in Woodstock. In diesem Stück gibt es ein Feedback zwischen den elektronisch verstärkten

Herzschlägen des Interpreten und seinem Spiel, sodass ihre Wechselwirkung eine Art geschlossenen Stromkreis zwischen Technik und Spiel hervorruft. Das Ganze funktioniert wie ein grosses Crescendo mit zunehmend raschen und unregelmässig pochenden Herzschlägen und Atemstössen bis zum physischen Zusammenbruch.

Wie oft hören Sie Musik von Tonträgern?

Wenn überhaupt, dann nur höchst konzentriert selten aufgeführte Musik. 1959/60, als ich in Paris studierte, stiess ich etwa im Musée de l'Homme auf die ethnomusikalischen Aufnahmen der Unesco. Da gab es Editionen mit tibetischer Tempelmusik oder mit Gesängen der Pygmäen. Damals habe ich mir eine grosse Sammlung indischer Musik zugelegt. Hintergrundmusik und Ähnliches höre ich mir nicht an. Für mich ist, wie gesagt, Musik eine Sprache, und der muss man zuhören. Die tägliche Klangtapete überall, die ohne Anfang, Ende und Struktur ist, ist etwas Furchtbares.

Was macht sie mit dem Menschen?

Stereotype 4/4-Musik ist ideal für Diktatoren und andere Kriegstreiber. Ich denke, ein so überflutetes menschliches Gehirn geht früher oder später einfach kaputt. Bedenklich ist, dass junge Leute und vor allem Kinder, die sich mit Maschinenrhythmen zudröhnen, schnell einmal nicht mehr fähig sind, komplexe Rhythmen zu erkennen. Strawinsky hat das die «Musik des Neoneandertalers» genannt. Ich finde, er hat mit seinem Urteil die Neandertaler beleidigt.

Kommt Kunst von Können oder Müssen?

Man kann nicht anders, man muss sich ausdrücken. Ich habe das Glück, dass ich mich als Komponist im Elfenbeinturm nach innen und als Interpret auf der Bühne nach aussen wenden kann.

Sie sind viel im Ausland; wie halten Sie es mit der Schweiz?

Ich glaube, ich könnte nicht im Ausland leben, auch wenn ich nicht unbedingt das Gefühl habe, hier zu Hause zu sein. Heute sah ich auf der Herfahrt aus Basel das SVP-Wahlplakat für die Zürcher Stadtratswahlen, auf dem stand: «Saustall Stadtrat ausmisten!» Man sieht, wie ein Besen roten Dreck, der also die linke Stadtregierung symbolisieren soll und somit Menschen, wegwischt. So etwas ist faschistisch.

Trotzdem beschäftigen Sie sich häufig mit der Schweiz.

Ich kann meinen Wurzeln nicht entfliehen, obwohl «zu Hause» ja ein utopischer Begriff ist. Übrigens finde ich es schade, dass wir nicht zu den Wurzeln von 1848 zurückkehren, als die Schweiz sehr revolutionär und offen war und auch viele Flüchtlinge aufnahm. Die Schweiz hat sich damals sozusagen von aussen ernährt, denken Sie etwa an die Hugenotten. Im kulturellen Kontext müssten vermehrt Themen wie Diversität und Extremismus, Wildheit und Unangepasstheit der Schweiz präsentiert werden und nicht Pflegeleichtes.

Sind Sie privilegiert?

Sehen Sie, ich bin in einer Situation, in der ich machen kann, was ich will, und ich tue nur, wozu ich mich selbst gedrängt fühle. Demgegenüber etwa dürfen die Mit-

arbeitenden des SRF sich nicht ausdrücklich öffentlich zum beabsichtigten Mord an ihrer Institution äussern. Maulkörbe gab es schon immer: Denken Sie nur an die württembergische Zensur zur Zeit Schillers. Er schrieb ursprünglich «Freiheit, schöner Götterfunken». Sogar Beethoven kannte diese Zeile nur in der zensurierten Fassung: «Freude, schöner Götterfunken». Alle Dichter und Künstler, die mich faszinieren, liessen sich durch nichts in ihrer Freiheit beengen. Ihre vulkanische Imagination konnte explodieren.

Für Sie ist Freiheit also das höchste Gut des Menschen. Sind Sie ein freier Mensch?

Das hoffe ich doch! Man könnte sagen, ich sei freischaufend, was aber meist nichts anderes als eine schönfärbische Beschreibung für Arbeitslosigkeit ist. Nein, ich fühle mich wirklich frei, auch freier als andere zu sagen, was ich denke.

Auch ist für Sie Schweizer Volksmusik ein Thema, immer wieder haben Sie Dialekttexte vertont, als das noch keineswegs angesagt war.

Irgendwann drängten sich mir sehr frühe Gedichte von Walser auf. Der Zyklus «Beiseit» (1990/91) gründet auf zwölf Liedern mit Gedichten von ihm und ist für eine typisch helvetische Volksmusikbesetzung mit Klarinette, Akkordeon, Kontrabass und Kontratenor als «Jodler» komponiert. Das Beiseite-Treten äussert sich in einem zunehmenden Verstummen und in immer langsameren Tempi, die nur von übertriebenen Melismen der Singstimme mit einer maskenhaften Fröhlichkeit gestört werden. Volksmusikweisen kommen in «Beiseit» keine vor. Ich wollte das Ensemble in eine ihm gänzlich fremde Welt stellen. Erst ein Jahr danach ging ich die Sache mit der Volksmusik direkt an. Mein Lehrer Veress hat ja ursprünglich das Interesse in mir geweckt, mich mit den Wurzeln von Sprache und Musik zu beschäftigen.

Wie ist ihm das gelungen?

Er hatte im Auftrag des ethnografischen Museums in den frühen Dreissigerjahren Volksmusikforschungen bei den Tschangos-Magyaren in der rumänischen Moldau gemacht. Alles, was hierzulande als «Volksmusik» angeboten wurde, war dagegen in seiner zwanghaften Fröhlichkeit und Starrheit – die fast an eine Totenstarre gemahnt – total uninteressant für mich. Ich dachte immer, dahinter müsse noch etwas anderes, Tieferes, Wahres stecken.

Hat nicht die Industrialisierung alles Echte der Volksmusik verschüttet?

Nein, das stimmt so nicht. Obwohl Calvin und Zwingli die Volkstänze und -lieder als Sünde abgestempelt haben, um sie aus dem öffentlichen Bewusstsein zu verbannen, lebten immer entsprechend wilde, undomestizierbare musikalische Traditionen weiter, allerdings im Verborgenen. Die «wahre» Volksmusik hat bei uns in geheimen Zirkeln an den Sprachrändern im Muotatal, im Appenzell und im Wallis überlebt.

Wie haben Sie die Musik dort aufgespürt?

Dank der Vermittlung des Walliser Klarinettenisten Elmar Schmid, mit dem ich schon lange musiziere und be-



Es gebe keinen, der besser hören kann, sagen Musiker, die mit Holliger gearbeitet haben.

freundet bin, bin ich auf einen ungeheuren alten Schatz mit über 600 Walliser Sagen gestossen, mithilfe seiner Musikgruppe Oberwalliser Spillit gleichzeitig auf «unverschmutzte» Quellen. Für die Spillit schrieb ich 1991 den zeitlich mehrschichtigen «Alb-Cher». Die Sage, wie Zuhirt und Hirt auf der Alp musizierenden Geistern begegnen, stammt aus dieser Sammlung und wird im Walliser Dialekt rezitiert, eine aus den Buchstaben der Widmungsträger Elmar Schmid und Irene Schubiger abgeleitete «Geistermüsigg» ist frei imaginiert. Dazu kommen Ländler und Polka ohne direkte Zitate sowie abgewandelte Formen wie etwa eine Forlane, «en alt-

«Um mir Musik vorstellen zu können, brauche ich ein Wort, das ausstrahlt und Kreise zieht wie ein ins Wasser geworfener Stein.»



modische Tanz», «sehnsüchtige Walzer» und zum Abschluss ein «Totutanz».

Nun steht die Uraufführung Ihrer Oper «Lunea» am Opernhaus Zürich an. Dort, mit dem «Opernhauskrawall», nahm die Zürcher Jugendbewegung der Achtzigerjahre ihren Anfang. Auch Sie waren damals überzeugt, etwas laufe schief, solange man auf jeden belegten Sitzplatz Unsummen draufzahle. Sie proklamierten die Bereitschaft für ein armes Theater, ein armes Konzert: alles mit weniger Aufwand, dafür mit grösserer Substanz. Wie denken Sie heute darüber?

Erstens, als Pierre Boulez 1967 vom «Spiegel» mit dem Satz zitiert wurde, die Opernhäuser seien in die Luft zu

sprengen, war das symbolisch gemeint. Zweitens waren die Spielpläne damals viel langweiliger als heute. Und drittens war ein Opernbesuch im Gegensatz zu heute eine High-Society-Angelegenheit.

Es hat sich also seitdem etwas geändert?

Alles wurde ab den Neunzigerjahren wesentlich lebendiger: Allein am Opernhaus Zürich sorgten Gründungen wie das Orchester «La Scintilla» und das von Mitgliedern des Opernorchesters ins Leben gerufene «Ensemble Opera Nova» für frischen Wind. Beide Klangkörper gibt es noch heute. Ausserdem hat sich auch ausserhalb dieser Institution viel getan, ich denke an die verschiedenen Ensembles für neue Musik, die – wie etwa das «collegium novum» – mit hoch spezialisierten Instrumentalisten besetzt sind.

Was ist für Sie der Stellenwert von Opern respektive Musiktheater?

Wenn Oper, dann interessieren mich eigentlich nur diejenigen von Mozart, die ich ganz und gar bewundere. Weitere Lieblingsopern sind «Genoveva» von Schumann, «Pelléas et Mélisande» von Debussy, «Wozzeck» von Berg, «Die Soldaten» von Zimmermann und die Bühnenwerke von Janáček und Bartók. In vielen anderen Opern fühle ich mich fremd.

Wie meinen Sie das?

Witold Lutoslawski, einer der wichtigsten Komponisten des letzten Jahrhunderts, sagte, er könne keine Oper schreiben, weil da ständig Dinge gesungen würden, die man genauso gut sagen könnte. Ich will, wenn ich Musiktheater komponiere, kein einziges Wort in Musik setzen, das nicht nach Musik ruft.

Wie muss ein Text sein, der Sie reizt?

Es geht mir nicht primär um den Text, sondern um dessen Sprache. Wenn eine bestimmte Sprache oder ein Text nur Ideen transportieren, sind sie für mich unattraktiv. Um mir Musik vorstellen zu können, brauche ich ein Wort, das ausstrahlt und Kreise zieht wie ein ins Wasser geworfener Stein.

Wie fanden Sie als Komponist den Weg zur Oper?

Über das Theater. Ich habe schon sehr früh in meinem Leben den Bühnenstaub eingeatmet. Zuerst habe ich bereits in der Schulzeit die Musik zu acht Theaterproduktionen meines drei Jahre älteren Bruders gemacht, der später Regisseur und Dramaturg wurde. Als er in Bern am Ende der Fünfzigerjahre die Schauspielklasse von Margarete Schell-von Noé besuchte, der Mutter der späteren Filmstars Maria und Maximilian Schell, wurde ich dort eine Art Hauskomponist für Aufführungen von Hauptmann oder Schiller. Das war für mich eine ideale Situation, da ich unbeschwert alles ausprobieren konnte.

Wie ging es weiter?

Danach bekam ich bereits in den Jahren 1958/59, also mit zwanzig, richtige Aufträge für Schauspielmusik zu Stücken von Aischylos, Sophokles und Strindberg an den Theatern in Heidelberg, Münster und Lübeck, wo mein Bruder beruflich involviert war. 1970 inszenierte er in Basel die Uraufführung meines ersten Musiktheaterstücks, «Der magische Tänzer», mit Text von Nelly

Sachs. Auch war er für die Uraufführungen meiner drei Beckett-Stücke «Come and Go», «Not I» und «What Where» verantwortlich. Diese wären wie auch die Oper «Schneewittchen» nach Walsers Märchen am ehesten als «Anti-Gesellschaftstheater» zu bezeichnen.

Was treibt Sie dazu, für eine so traditionsbelastete Gattung wie die Oper zu schreiben? Geht es Ihnen dabei um die Herausforderung, Ihre eigene Musiksprache einem Stress-test auszusetzen?

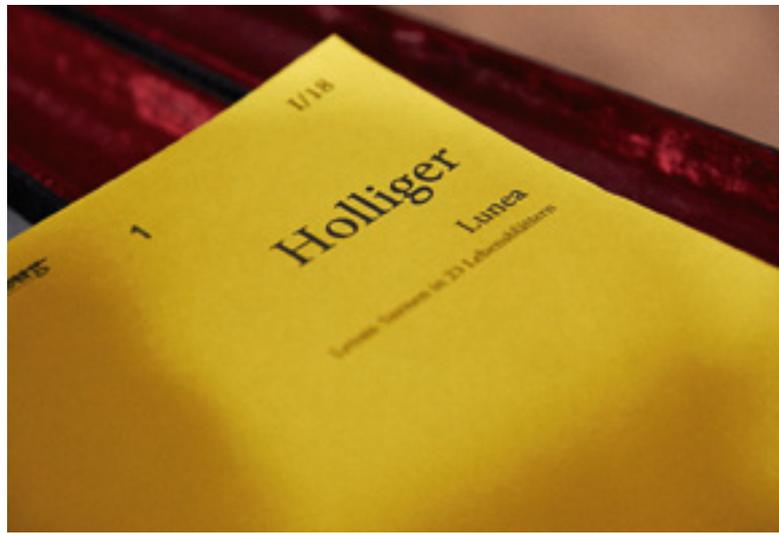
Nicht gerade, aber das Musiktheater, das ich meine und anstrebe, kann sich, bildlich gesprochen, nur durch den Hinter- oder Lieferanteneingang in ein Opernhaus einschleichen. Dort nutzt es den äusseren Rahmen mit Bühne, Orchestergraben und Infrastruktur, die ja meistens perfekt und zum Glück inzwischen sehr offen ist. Ich selber und somit meine Musik bleiben unbeeinflusst durch den Betrieb.

Was hat Sie zu «Lunea» inspiriert? Hatten Sie ein Modell?

Das asiatische Zeitverständnis und in diesem Zusammenhang das Nô-Theater. Wenn ich in Japan konzertiere, besuche ich immer ein Nô-Theater. Daran fasziniert mich vor allem, übrigens ähnlich wie bei den Beckett-Stücken, dass die Gestik extrem verknüpft ist, dass alles mehrdeutig respektive nichts eindeutig ist. So bleibt beispielsweise der Chor stets auf der Bühne präsent und somit im Vordergrund, auch wenn er wie von sehr weit her klingt. Eine solche Mehrdeutigkeit gründet auf einem formalen System, in dem sämtliche Gesten tradiert sind. Deshalb haben sie einen semantischen Wert, der für alle Stücke gilt. Dabei wird die Zeit ziemlich speziell behandelt, wenn etwa eine bestimmte Geste fast bis zum Stillstand verzögert wird oder wenn Jahre und Tage in Sekunden und einzelne Momente viel, viel länger ablaufen, als sie dauern. Auch spielt Nô oft im Jenseits wie in einem Traum, sodass völlig unchronologisch von einer zur anderen Lebenssituation und -erfahrung vorwärts oder rückwärts gesprungen wird.

Worum geht es in «Lunea», Ihrer zweiten abendfüllenden Oper?

Zuerst einmal gibt es wie im Nô keine klare Handlung, keinen Ablauf, keine Zeitstruktur. Und doch ist es richtiges Theater mit Anhaltspunkten für das Publikum wie in einem Drama. Die Perzeption der Zeit wird von der Musik ausgehebelt. Dieses Stück ist vom Komponisten und seinem Librettisten, dem österreichischen Autor und Filmregisseur Klaus Händl, geträumt. Alles ist assoziativ und ohne erkennbare Logik, denn alles ist ja ein Traum. Bald gedehnt, bald zusammengestaucht, folgen einander diskontinuierlich verschiedene Szenen des turbulenten Lebens des Biedermeierdichters Nikolaus Lenau, der von 1802 bis 1850 gelebt hat. In 23 «Blättern» mischen sich Orte, Figuren, Instrumente, Begegnungen und Zeitabschnitte. Ähnlich wie in Becketts «Endspiel» findet alles in einem kleinen surrealen Raum statt, bei Sophie von Löwenthal, Lenaus langjähriger Geliebter; aber eigentlich läuft alles im Kopf des von einem Hirn-schlag getroffenen Protagonisten Lenau ab. Es ist kein Film; es ist ein Traum, eine Oper im Kopf.



Der Komponist liebt das Spiel mit den Silben. «Lunea» ist ein Anagramm auf den Namen des Dichters Nikolaus Lenau.

Wie sind Sie auf Nikolaus Lenau gekommen?

Er war einer der meistvertonten Dichter seiner Zeit. Seine Gedichte dienten etwa als Text für Lieder meiner beiden Komponisten-Leitsterne Robert Schumann und Alban Berg, aber auch für Franz Liszt. Seine Lyrik war gemäss den damaligen Regeln des Biedermeiers zwar sehr gut, aber gerade deshalb für mich eher langweilig und konventionell. Strikte Regeln interessieren mich nicht. Gegen die Jahrtausendwende bin ich aber per Zufall in einer Berliner Buchhandlung auf sein «Notizbuch aus Winnenthal» gestossen.

Winnenthal?

Dort lag die Nervenheilanstalt, in die er nach seinem ersten Gehirnschlag 1844 eingeliefert wurde. Erstaunliche Sätze und Gedichte haben mich sofort in ihren Bann gezogen. Das wurde noch gesteigert durch die erst 1906 veröffentlichten «Zettel». Sie seien ihm, so hat Lenau angeblich gesagt, das Liebste, was er je geschrieben habe. Es handelt sich um tagebuchartige Notate, die auf einzelnen Blättern niedergeschrieben waren und von seinem Schwager und Biografen gesammelt wurden.

Was steht drin?

Sie zeigen wie das Notizbuch eine völlig entfesselte Sprache und treffen einen so modernen Ton, wie wenn sie im 20. Jahrhundert geschrieben worden wären. Die erhaltenen «Zettel» sind nur ein Bruchteil dessen, was Lenau im Vorstadium seiner Geisteskrankheit geschrieben hat. Was er nicht in einem Mörser zerrieben und verbrannt hat, soll von seinen Betreuern sozusagen als «Wahnsinnszeug» vernichtet worden sein. Überlebt haben so unglaubliche Sätze wie «ich habe meine Augen mit Unglück gewaschen und nun einen schärferen Blick»; «der schwarze Schleier der Nacht hat sich angezündet»; oder «die Wüstenwanderer strecken ihren Becher der Phantasie hinauf nach den Quellen der Fata Morgana».

Inwieweit tangiert Sie Lenaus Biografie?

Sein Leben hat – wie die Musik – etwas Metasprachliches. Er war ein rastloser Geist, janusköpfig, nie genau fassbar und ein unberechenbarer Haudegen. Er wurde 1802 als Nikolaus Franz Niernbsch in Ungarn geboren. Vom Ungarischen wechselte der Dichter bald einmal ins Deutsche. Nach dem Tod seiner Mutter, der ihn vor-

übergehend in Depressionen stürzte, wurde er von seinem Grossvater nach Oberösterreich geholt. Von ihm erbte er auch den gekauften Adelstitel Edler von Strehlenau sowie ein stattliches Vermögen. Er studierte Agrar- und Rechtswissenschaften, Medizin und Philosophie, ohne aber ein Fach abzuschliessen, war Mitglied revolutionärer Burschenschaften, radikal antiklerikal und nicht antisemitisch eingestellt. Die Politik der Reaktion und die Zensur Metternichs machten ihm sehr zu schaffen, sodass er ständig zwischen Wien und Stuttgart pendelte, wo sein Verleger Cotta lebte. Schliesslich wanderte er nach Amerika aus, mit der Absicht, Farmer zu werden. Beim Kauf eines Landes von der ungefähren Fläche Zürichs wurde er über den Tisch gezogen, sodass er innert Jahresfrist 1833 den «Verschweinigten» Staaten von Amerika den Rücken kehrte, allerdings nicht ohne zuvor die Niagarafälle besucht zu haben. Enttäuscht warf er den Amerikanern vor, ebenso geldgierig und korrupt zu sein wie die Leute zu Hause, aber vor allem, dass es dort keine Nachtigallen gebe.

Gab es einen konkreten Anstoss zu «Lunea»?

Die «Lebensblätter» als Kalenderblätter oder trockene Laubblätter, wie ich sie etwa in meinem Estrich habe, waren die eigentliche Idee zum Stück. Ich wollte Lenaus Doppelgesichtigkeit und seinen ambivalenten Charakter, wie sie sich in seinem Briefwechsel mit seiner Lebensfreundin Sophie von Löwenthal offenbaren, szenisch darstellen.

Wie gingen Sie beim Libretto vor – es gab ja sehr viel Text?

Für «Schneewittchen» hatte ich die Texte telquel vom Dichter übernommen. Hier habe ich, da ich dramaturgisch nicht so sattelfest bin, den österreichischen Dramatiker Klaus Händl um Hilfe gebeten. Er sollte Ordnung in den Ablauf bringen und mit mir zusammen ein Libretto schreiben. Fast ein Jahr lang haben wir uns ständig getroffen und in meiner Küche in Basel darüber diskutiert.

Was prädestiniert ihn dazu, mit Ihnen zu kooperieren?

Er kannte alle meine Walser-Stücke wie «Beiseit» und besuchte mehrere Aufführungen von «Schneewittchen». Er hat seine Antennen immer voll ausgefahren. Zudem hatten wir bereits früher miteinander gearbeitet. Zum fünfzigsten Todestag von Hermann Hesse haben wir 2012 für eine Feierveranstaltung im Kunstmuseum Bern das Stück H.K.H. Le-sung für zehn Sprechstimmen und drei Schlagzeuger gemacht, für das er zum Schrecken der anwesenden Hesse-Spezialisten Stellen aus dessen Erzählung «Knulp» in Phoneme atomisierte, damit ich sie für eine Art Sprechchor verwenden konnte.

Wie ging es weiter?

Wir haben dann gemeinsam dieses Stück mit dem verrückten Text erträumt. Händls Libretto verwendet ausschliesslich Worte Lenaus. Es ist für mein Empfinden eine literarisch sehr hochstehende Wort-Musik geworden, und ich bin einer, der jedes Wort zehnmal umdreht. Klaus Händl und ich gehen mit Palindromen fast obsessiv um. Da ich Worte nicht nur als Transportmittel von Sprache verwende, brauche ich auch die Phoneme, kleinste lautliche Einheiten, damit die Musik selber an-

fängt zu sprechen. Vorbild zur spiegelsymmetrischen Form der gesamten «Lunea»-Oper sind, neben der assoziativen Vorgehensweise, die «Klecksographien».

Was sind Klecksographien?

Vorgänger der Persönlichkeitstests des Schweizer Psychiaters Hermann Rorschach. Gefaltete Blätter mit zufälligen Tintenklecks, in deren symmetrischem Abdruck ihr Erfinder Justinus Kerner – Dichter, Arzt, Freund Lenaus und Betreuer Hölderlins in der Tübinger Universitätsklinik – einen ganzen Geisterhimmel aus Götzen und Masken erkannte. Im Libretto sind demgemäss ganz Verse in Spiegelschrift übertragen, und gewisse Wörter werden beinahe leitmotivisch repetiert, etwa «gidlusch», die Umkehrung von «schuldig», oder «(F)euere» in «Reue». «Wir falten dich und spalten dein Gesicht» singen Lenaus Alter Ego und Sophie zusammen mit Solisten des zwölfköpfigen Chors in symmetrischer Anlage, während der Chor den Text zum Teil rückwärts flüstert: «chid netlaf riw netlaps dnu tchi-seg nied».

Gibt es ein Konzept, das der Oper zugrunde liegt?

Auslöser des Musiktheaters ist Lenaus Nervenschlag, ein «Riss», der mitten durch sein Gesicht geht und den der Dichter selbst vorausgesehen hat. Die eine Hälfte wird gelähmt, die andere ist noch durchblutet. Das wird erstmals im zweiten Blatt thematisiert. Die Attacke kam mir vor wie die Symmetrieachse eines völlig asymmetrischen Lebens. Das Stück deckt in 23 «Blättern» einerseits von diesem Punkt aus sechs Jahre bis zu Lenaus Tod ab und geht gleichzeitig bis in seine Jugend zurück. Ich wollte wichtige Lebens- und Schaffensstationen ebenso wie seine Doppelgesichtigkeit musikalisch ausdrücken. Vieles im Libretto und in der Partitur ist palindromisch konzipiert. Die 23 Blätter weisen in der Mitte eine Symmetrieachse auf. Genau in der Hälfte des zwölften Blatts wird von Lenau und seiner Schwester das Wort «Feuer» gesungen, Sinnbild für das Verbrennen eines Dichterblatts.

Im fünfzehnten Blatt singt Lenaus Alter Ego, unmittelbar nachdem der Chor Wortsalven von «schuldig» bis «gidlusch» durchgeflüstert hat, den bereits erwähnten Satz: «Ich habe meine Augen mit Unglück gewaschen und nun einen schärferen Blick.» Ist das eine Erklärung für Ihre ständige Beschäftigung mit Ausgestossenen?

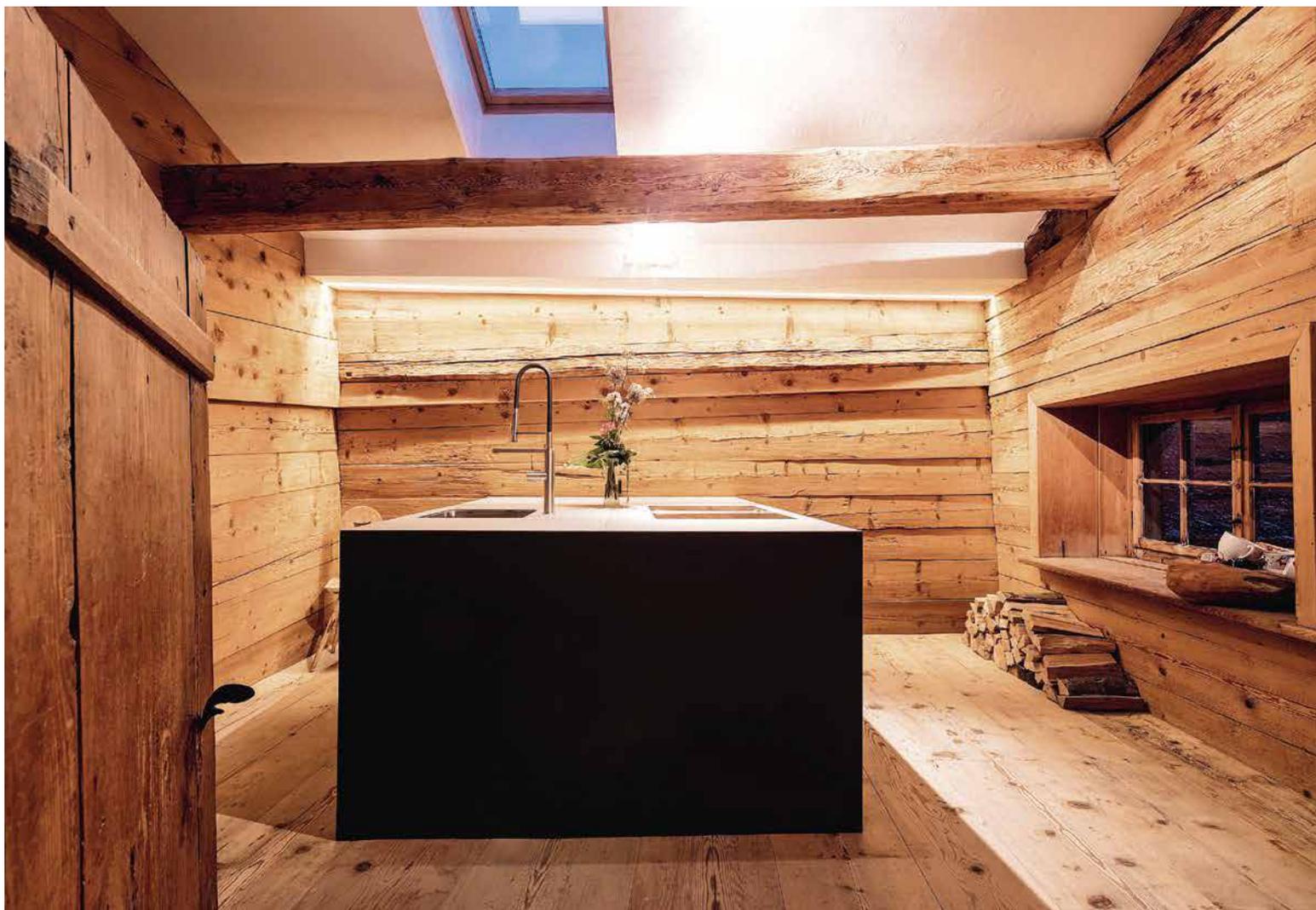
Ja, der Satz beginnt mit dem Ton «Cis», wie das Cis bei Cisjordanien, und das verweist ja auf etwas, was auf der anderen Seite ist. DM

PETER RÉVAI ist Musikwissenschaftler und Inhaber einer Medienagentur in Zürich. prevai@matek.ch

«Lunea», Uraufführung und weitere Vorstellungen ab dem 4. März 2018, 19 Uhr, im Opernhaus Zürich. Es liegen mustergültige Einspielungen von Holligers Werken bei ECM Records vor. Die jüngst in den USA mit einem Grammy ausgezeichnete Aufnahme von Schumanns Violinkonzert mit der Geigerin Patricia Kopatchinskaja und dem WDR-Symphonieorchester Köln unter Holligers Leitung gibt es in der vorzüglichen Gesamtedition der symphonischen Werke bei audite.

AUS ALT MACH NEU. Alpine Authentizität und Wohnlichkeit erzeugen. Nichts weniger hat sich die Firma Holzrausch aus Graubünden auf die Fahne geschrieben. Dies geschieht mit Umbauten von alten Bauernhäusern und Maiensässen. Was dabei zählt, ist die Harmonie zwischen Alt und Neu.

Vom Abbruchkandidaten zum Bijou



«Unser Ziel ist es, aus jedem Objekt ein Referenzobjekt zu machen.» Die Aussage von Geschäftsinhaber Oliver Schulthess lässt die Philosophie der Firma Holzrausch bereits erahnen. Das Planungs- und Ausführungsunternehmen aus dem bündnerischen Sils im Domleschg stellt an sich selbst hohe Ansprüche und setzt dabei Massstäbe. Wenn Schulthess und sein operativer Leiter, der Schreiner Peter Hermann, irgendwo in den Bündner Bergen alte, scheinbar abbruchreife Bauernhäuser und Maiensässe entdecken, sehen sie sogleich jede Menge Möglichkeiten. «Wo andere schon die Abrissbirne

hervorholen würden, beginnen bei uns die ersten Renovationsgedanken», sagt Hermann lachend.

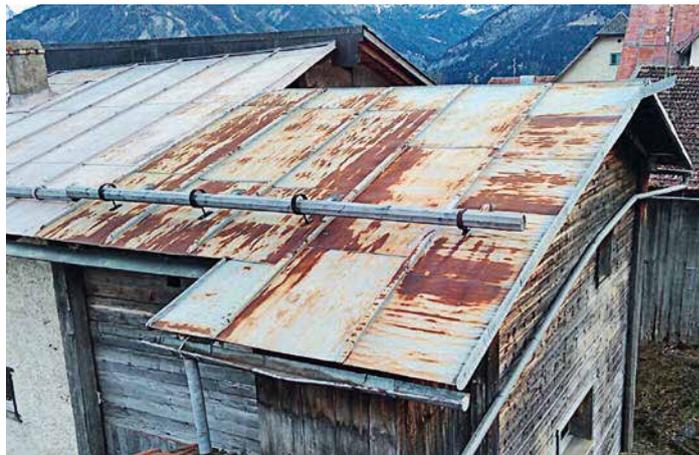
Ein spannendes Projekt

Den Renovationsgelüsten freien Lauf lassen konnte das Holzrausch-Team beispielsweise beim «Haus Fontana». Hier handelte es sich um einen alten, seit Jahren ungenutzten Teil eines Steinbauernhauses mit Giebeldach in der bündnerischen Berggemeinde Sarn. Das «Haus Fontana» zeichnet sich aus durch die Verbindung eines historischen Bauteils im barocken Bündner Baustil mit

einem Anbau jüngerer Datums, der sich über die Dorfstrasse spannt. «Für uns war das ein unheimlich spannendes Projekt», sagt Schulthess. Nicht zuletzt deshalb, weil sich hier die «harmonische Kombination» von Alt und Neu respektive von Historischem und Modernem ganz besonders gut habe umsetzen lassen.

Ziel war es, den historischen Bauteil zu renovieren und dabei die Substanz der Treppen, des alten Gewölbekellers, des Balkenwerks sowie des Wohnzimmers möglichst zu erhalten. Geändert wurde indes die Nutzung der Räume. So wurde aus der

Eine Küche wie aus dem Bilderbuch im Obergeschoss des «Haus Fontana» im bündnerischen Sarn.



Vor dem Umbau machte das Haus einen eher vernachlässigten Eindruck.

ehemaligen Küche im 1. Obergeschoss ein Zimmer mit Cheminée, während die neue Küche ins Dachgeschoss integriert wurde. Letzteres ist im Holzstrickbau gehalten, in welchem die schwalbenschwanzförmigen Balkenenden wandbündig miteinander verbunden sind. «Zusätzlich haben wir in der Küche ein Panoramafenster eingebaut, wodurch eine wunderbare Aussicht über das ganze Tal entstanden ist», erklärt Schulthess. Ebenfalls im Dachgeschoss findet man die mit Natursteinplatten gestaltete Nasszelle.

Der wenig erhaltenswürdige Anbau wurde hingegen komplett abgerissen und durch einen verputzten Anbau in Elementbauweise ersetzt. Gleichzeitig wurde der auf Stahlträ-

gern stehende Anbau leicht angehoben, um darunter eine bessere Durchfahrt zu ermöglichen.

Positive Überraschung

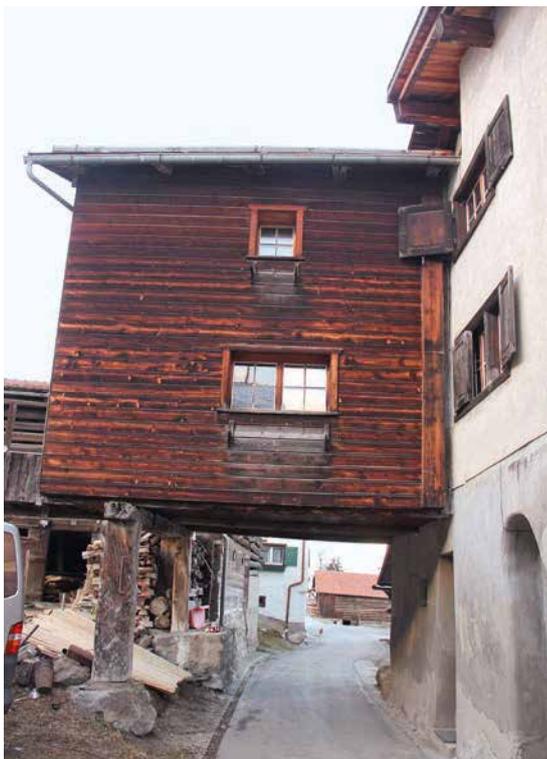
«Bei Umbauten von historischen Gebäuden ist es immer wieder spannend, zu sehen, was zum Vorschein kommt, wenn man etwas freilegt», sagt Holzrausch-Schreiner Peter Hermann.

Die Philosophie, möglichst viel erhalten zu wollen, kann da je nachdem zur grossen Herausforderung werden. «Natürlich gibt es jeweils sowohl positive als auch negative Überraschungen, die während solch eines Projektes auf einen zukommen», erklärt Schulthess. Im «Haus Fontana» war beispiels-

weise eine gut 200-jährige getäfelte Holzdecke eine solche Überraschung. Eine positive. Denn der Zustand der historischen Stube war noch so gut, dass man sie nach leichten Restaurationsarbeiten übernehmen konnte. So wird die alte, getäfelte Bündnerstube heute als Bibliothek genutzt.

Arbeiten mit Kontrasten

Das Fachwerk des aus dem Jahr 1660 stammenden Bündnerhauses wurde partiell freigelegt und stellenweise mit Glasscheiben geschützt, wobei die weiss verputzten Wände einen schlichten Kontrast zu den grob behauenen Balken bilden. Die offen gelegten Natursteinmauern, die Holzriemenböden in den Zimmern und die alten Steintreppen



Der alte Anbau (links) wurde durch einen verputzten Elementbau ersetzt.





Nach dem Umbau hat das Wohnhaus einen eigenen Charakter erhalten.



Die Verbindung von Historischem und Neuem ergibt ein harmonisches Bild.

Bilder: Holzrausch

wurden belassen, respektive – wo nötig – wiederhergestellt. Auch sind die Türen zu den Räumen im alten Teil des Gebäudes allesamt antike Originaltüren aus Holz. Im Eingangsbereich des über drei Stufen zugänglichen Wohnhauses – wo sich unter anderem eine Garderobe und ein Wirtschaftsraum befinden – dient eine Scheibe im Boden als Oberlicht für das darunterliegende Naturkellergewölbe.

Im Neubau alte Balken sichtbar

Der neue Anbau ist wiederum über zwei Stufen vom historischen Bauteil erreichbar. Hier wurde der Verputz von den Balken der Trennwand entfernt, um den alten Strick sichtbar zu machen und so den Räumen einen historischen Akzent zu verleihen. Ansonsten sind die Räume des Neubaus von modernen Möbeln geprägt, die Wände sind weiss verputzt. Als Boden wurde ein Eichenparkett gelegt. Ein Schiebefenster im Wohnzimmer ermöglicht schliesslich den Zugang zur grossen Terrasse und lässt gleichzeitig Licht in die Räumlichkeiten.

Heutige Ansprüche, historischer Charme

Die Beteiligten sind mit dem Resultat des Umbauprojekts «Stüva Fontana» voll und

ganz zufrieden. Aus der ehemaligen «historischen Bauruine» ist ein Wohnhaus entstanden, das den Ansprüchen moderner Wohnkultur voll und ganz entspricht, ohne dabei den Charme und die Authentizität eines historischen Gebäudes zu verlieren.

«Natürlich sind Umbauarbeiten in dieser Form sehr aufwendig», sagt Oliver Schulthess. So seien bei diesem Objekt «mehrere hunderttausend Franken» investiert worden. Damit bewege man sich ganz klar in einem Liebhabersegment. Dennoch ist er vom Potenzial der Um- und Ausbauten alter Bauernhäuser überzeugt. «Es gibt noch unheimlich viele solcher Objekte, die wie gemacht sind für unsere Ideen.»

Überschaubare Zielgruppe

Probleme, Käufer für die fertigen Objekte inklusive der raumgestalterischen Elemente zu finden, hatten Schulthess und sein Team bislang keine. Es sei ein kleiner Markt mit relativ wenigen Objekten, für den sich eine überschaubare Zielgruppe interessiere. Im Fall vom «Haus Fontana» in Sarn ist es ein weltgereistes Paar, welches sich für das authentische Wohnen im Bündner Bergdorf entschieden hat.

FB

→ www.holzrausch.ch

HOLZRAUSCH

Bauen mit Geschichte

Die perfekte Balance finden zwischen Geschichte und Funktionalität und so das Bedürfnis von gemütlicher und trotzdem zeitgemässer Wohnlichkeit kreieren. Das ist seit nunmehr zehn Jahren die Aufgabe der Firma Holzrausch mit Sitz im bündnerischen Sils im Domleschg. Das Team um Inhaber Oliver Schulthess und den operativen Leiter Peter Hermann hat sich darauf spezialisiert, Bauern- und Walserhäuser neues Leben einzuhauchen. Und zwar im Sinne eines «Schlüsselfertig-Gesamtpaketes» von der Projektierung, über den Bau bis hin zum letzten Einrichtungs- und Dekorationsdetail. In den vergangenen Jahren konnte Holzrausch bei rund 40 teilweise über 300 Jahre alten Liebhaber- und Spezialobjekten ein neues Kapitel in der Geschichte des Hauses schreiben. Bei der Ausführung der Umbauprojekte arbeitet das Holzrausch-Team jeweils mit ausgewählten Handwerkern aus der Region zusammen.